I. Jahrgang   Juli-August 1929   Heft 2

Die psychoanalytische Bewegung

Erscheint zweimonatlich + Herausgegeben von A. J. Storfer

Aus dem Inhalt dieses Heftes:

Preis des Einzelheftes Mark 2·—

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien

„Die psychoanalytische Bewegung"

Erscheint zweimonatlich

Herausgegeben von A. J. Storfer

Alle redaktionellen Sendungen
(Manuskripte, Rezensionsexemplare usw.)
und alle geschäftlichen Sendungen
(Abonnements, Zahlungen usw.)
bitte zu richten an:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Wien, I., Börsegasse 11
Telegrammadresse: Psychoverlag Wien — Telefon: U 21-4-29

Zahlungen

können erfolgen durch Postanweisung, Bankscheck oder durch Einzahlung auf eines der

Postscheckkonti

des „Internationalen Psychoanalytischen Verlags":

Leipzig 95.112	Prag 79.385
Wien 71.633	Budapest 51.204
Zürich VIII, 11.479	Zagreb 40.900
Paris C 1100.95	Warszawa 191.256
s'Gravenhage 142.248	Riga 36.93

Preis des Einzelheftes Mark 2·—

Abonnement 1929 (Mai bis Dezember) Mark 7.—

Der Jahrgang 1929 (Jg. I) wird aus 4 Heften bestehen:

Heft 1 (= Mai-Juni)	Heft 3 (= Sept.-Okt.)
Heft 2 (= Juli-Aug.)	Heft 4 (= Nov.-Dez.)

Die psychoanalytische Bewegung

I. Jahrgang Juli-August 1929 Heft 2

Freud und der Mensch

Von

Arnold Zweig

Das Erdbeben von Lissabon 1755 — man spürt es im Werk jedes einzelnen Begabten seiner Zeitgenossen — veränderte die Haltung der weißen Menschheit zu allen Fragen des Glaubens, der Vorherbestimmung, der göttlichen Güte, kurz, die Stellung der Menschen im christlichen oder besser im theistischen All. Eine ähnliche Wirkung hat der Weltkrieg; sie wird von Jahrfünft zu Jahrfünft deutlicher hervortreten. Aber während jene Katastrophe auf eine unvorbereitete oder unzureichend vorbereitete Menschheit traf, war das Heilmittel gegen die ungeheuren Verwüstungen, die der Krieg in der geistigen Welt anrichtete, schon zwei Jahrzehnte vor ihm in Wirkung getreten, im Verborgenen zunächst, wie sich's für alles Große gebührt: durch die Person, das Werk und die Schule von Sigmund Freud.

Freud hat die Stellung des Menschen in der Welt entscheidend geändert, indem er ihr eine volle Hälfte an Erkenntnisraum hinzufügte, gleich als hätte die weiße Rasse bislang nur die der Sonne zugewendete Seite ihres Planeten bewohnt und von ihm die Entdeckung der unbesonnten empfangen. Vor Freud gab es jenseits der Fachliteratur und sogar in ihr nur jene bewußtseinsfähige Lebenssphäre, die von den Jahrtausende alten Werten, Überzeugungen und Gewohnheiten unserer vernunftbeherrschten Gesittung eingeteilt, erkundet und gebilligt war.

Das 18. Jahrhundert sprach nur am deutlichsten aus, was von allen entscheidenden kulturschaffenden Menschenleistungen vor und nach ihm ebenfalls angestrebt oder verwirklicht wurde: das helle Gebilde eines Daseins, das von der Wachheit des zivilisierten Individuums angeschaut und durchmessen werden konnte und an ein Jenseits grenzte, das auch in der Ansicht der großen Denker eine Fortsetzung dieser Wertewelt ins noch Hellere, Geläutertere, Harmonischere darstellte. Der Rest aber war des Teufels, des Irrenarztes, des Strafrichters, des Gefängniswärters und des prügelnden Lehrers. Mit tausend kleinen und großen Intuitionen hat sich Sigmund Freud auf diese vor ihm verdunkelte Hälfte des menschlichen Planeten vorgewagt, und, was er sah, mit der Geduld des echten Forschers erwogen und ausgedeutet. Der Arzt in ihm, der geniale Arzt, sammelte die Erfahrungen, die der Denker in ihm, der geniale Denker, Schritt für Schritt immer zugleich unvergleichlich kühn und ebenso vorsichtig, zueinander in Beziehung setzte. Der Umgang mit Kranken hatte ihm jene Vorurteilslosigkeit gegeben, die alle guten Ärzte haben; aber während jene diese Vorurteilslosigkeit verläßt in dem Augenblick, wo sie aus der Sphäre ihrer Wissenschaft in die des Alltags, das heißt in die Welt zurücktreten, hielt er es in der Haltung dieser seiner Vorurteilslosigkeit ein Menschenalter lang aus. Niemand hat mehr gesehen als er, und niemand hat geduldiger dem Gesehenen auch zugehört, es nach den Gesetzmäßigkeiten befragt, denen es unterliegt, und nach den Aufschlüssen, die es über den Lauf der Welt, das heißt des Menschen zu geben vermochte. Dadurch wurde er Schritt für Schritt zu einem neuen Deuter von fast unserer ganzen kulturellen Sphäre; nicht ein Gebiet blieb, was die Tiefendimension anlangt, von seiner Einwirkung unumgewühlt und unbefruchtet. Es gibt heute einfach zwei Arten von Betrachtern: die einen, die die Analyse gründlich erfahren haben, und die anderen, die entweder vor ihr Furcht hatten und sie flohen, sich arg gereizt und beunruhigt gegen sie verschlossen und sie befeindeten, oder die aus Hemmung oder Stumpfheit vorläufig noch unfähig waren, ihre Wichtigkeit und umstürzende Macht zu ermessen.

Freud hat es sich keinen Augenblick seines Lebens leicht gemacht; und wie einfach wäre das gewesen! Wenn er nur statt des mutigen und kühlen Wortes Libido, der Begierde, den platonischen Eros gesetzt hätte, der ganz genau das Gleiche, aber eben in der kunsthaft gestaltenden Denkart des großen Antiken aussagt — alle Griechenfreunde, Ästheten und Schönbolde hätte er für sich gehabt, das ganze Bedürfnis nach Edelkitsch, welches seine Zeitgenossen so tief durchfärbte, hätte sich ihm angeschlossen; während sie so in der wohltuendsten Entrüstung gegen ihn „den Geist" verteidigen konnten. Aber er sah, was er sah, und er sagte, was er sah, gemäß dem Gesetz der großartigen Nüchternheit einer Naturwissenschaft, die den Einblick in das Triebsystem des Menschen einer heilenden und lehrbaren Kunst und einer weiser machenden und lehrbaren Erkenntnisdiziplin unterwarf. Schon gibt es in der Gegenwart kaum mehr eine Seite des Lebens oder Lehrens, die nicht von der Analyse entscheidend beeinflußt worden ist, selbst in der öffentlichen Meinung, die sich noch nicht entschließen konnte, mit lauter Stimme für Sigmund Freud den Nobelpreis der Medizin zu verlangen, der ihm längst gebührt.

Daß eine neue Heilmethode jene Erkrankungen des heutigen Europäers oder Amerikaners auflöst und erlöst, die vorher in qualvoller Verleugnung oder falscher Behandlung zu übermenschlichen Selbstvergewaltigungen und, wie oft, zum Tode führten, braucht hier nur kurz erwähnt zu werden. Aber der Traum hat seine Sprache verraten müssen und damit die Seele des Menschen aufgetan — jene Seele, die vorher nur von den Dichtern gewußt wurde, und der die psychologische Wissenschaft ein Billardspiel von Vorstellungen, Assoziationen, Wollungen und Begriffen unterschoben hatte, das heute schon nicht mehr für glaublich gehalten wird, das uns aber Professoren, berühmte Namen, noch aufreden wollten. Bei Freud und seit Freud gab es plötzlich als wissenschaftliche, genau beschreibbare Wirklichkeit Angst und Lust, Schrecken und Zweifel, Machtgier und Verzicht — eine neue Psychologie, die vielschichtig und bestürzend herrlich das Innere eines wirklich lebenden Wesens, des Menschen, aufdeckte und zur

Nachprüfung hinhielt. Plötzlich war die innere Person des Menschen da, ein Charakter entstand und veränderte sich, ein unabreißendes Fließen von der Geburt bis zum Tode erschuf den lebendigen Menschen. Ja, neun wichtige Lebensmonate wurden jedem Geborenen zugelegt zur Lebenszeit, die Monate vor seiner Geburt, und diese selbst ward mit Beschneidung oder Taufe ein grundsätzliches Ereignis, dessen Einwirkung kein Ich entrann. So änderte sich die Biologie des Menschen, so aber auch die Religion, ihre eingreifende Macht. Der Sinn ihrer Riten erhellte sich, und in entscheidenden Veröffentlichungen des Meisters und der Schulen wurden die Brücken zum Urmenschen geschlagen, zu dem in uns, zu dem in den geologischen Schichten und paläontologischen Lehrbüchern und zu dem, der heute noch auf Inseln und südlichen Kontinenten lebt; und der heute besser verstanden wird, trotz alles Großen, was von Bachofen etwa oder von Frazer und ihren Gefolgen schon geleistet worden war. So verband sich zum ersten Male die magische und die animistische Vorstellungswelt der vergangenen Weltalter mit der tätigen Seele der Kinder, die 1929 geboren werden, und die in ihrer eigenen Umwelt das Dasein der Erwachsenen erleiden müssen, all ihre ungewollten Überwältigungen, Anblicke, Mißbräuche, deren Tragweite erst Freud recht ermessen und ausgedeutet hat.

Die Berichterstatter in den Gerichtssälen sehen mit seinen Augen auf die Taten der Triebhemmung kindlich gebliebener Erwachsener, die ihre Infantilismen in „Verbrechen" entladen müssen. Eine gütigere Beurteilung greift Platz jenen ungenügend ausgereiften Formen des Eros und Sexus gegenüber, die noch vor dem Kriege aufs Unbarmherzigste verfolgt und verlacht wurden. (Nur die Gesetzemacher von 1928 stehen unter den Befehlen unbelehrbarer Berater.) Die Werke literarischer Kunst unterliegen seither einer schärferen Prüfung, was die Tiefendimension anlangt, in der sie den Menschen erfassen; und sogar so weit geht dies, daß dramatische Belustigungen des Verstandes und des Witzes ungeheuren Zulauf haben, in denen Rohstoff der Analyse, ungenügend geformt und nicht sehr tief verstanden, auf die

Szene gesetzt wird. Die Werke der bildenden Kunst, besonders die des Grotesken und Grausigen, werden besser, weil ohne Neugier aufgenommen, und die Deutung der Triebe selbst, aus denen der phantasierende Mensch zum Ton greift, um ihn zu kneten, zur Tube, um die Farbe auszuquetschen, zum Pinsel, um mit ihm zu malen, hat heute ein entschiedeneres Gesicht als früher. Die Naturen der Großen und Geistigen sehen in analytischer Beleuchtung weniger erhaben, aber gerade dadurch ergreifender und ermutigender aus; und die Gewohnheiten des Alltags und die Verzerrungen, die der Alltag alltäglichen Charakteren zufügt, haben plötzlich völlig neue Bedeutungen: Geiz ist nicht mehr bloß Geiz wie früher, Eifersucht nicht mehr bloß Eifersucht, Neugier und Klatsch nicht mehr Neugier und Klatsch; die Habsucht und die Verschwendung, die Hilfsgier und die Hartherzigkeit, das rätselhafte Versagen gewisser Menschen in gewissen Situationen, und das ebenso rätselhafte plötzliche Aufspringen schöpferischer Kräfte in gewissen Lebenslagen werden von einem erforschbaren Weltprinzip erklärt. Wenn heute Künstler vorzeitig erlahmen, wenn ihrer Schaffenskraft sich immer zäher und zäher Hemmungen bemächtigen, unerklärbar aus dem allgemeinen sichtbaren Habitus des Mannes oder der Frau, die die Begabung tragen, so erschließen sich dem Kundigen nicht nur verschwiegene Tragödien auch in anderen Lebenszonen dieser Personen, sondern ebenso sehr auch Möglichkeiten, in solchen Fällen Hilfe zu bringen und Heilungen zuzufügen denen, die bislang verzweifelt zu Drogen und Giften griffen oder greifen, um ihr Versagen noch einmal zu überspringen und dafür umso tiefer in die Verstrickung zu fallen. Die Erziehung der Kinder hat ein völlig neues Gesicht bekommen. Zehntausende von jungen Menschen wachsen heute auf, betreut von einem Maß von Einsicht, das vorher unvorstellbar war. Die Bewertung der sozialen Lebenssphäre und der Triebe, die zu ihr hin- und von ihr wegführen, steht damit und daneben in immer gründlicherer Beachtung, und was die Religion von Jahrhundert zu Jahrhundert ohnmächtiger ward zu ordnen, weil sie sich an den Staat verkaufte: das Leben des Menschen im Staate, d. h. in der Ge-

sellschaft, läßt sich nach neuen, angemesseneren Skalen umordnen. Sogar die Sphäre der großen Politik wird dank der Entdeckung und Beschreibung jener Gruppenleidenschaften, die sie beherrschen, in Zukunft ihren eigenen Gesetzen entsprechend beeinflußbar sein, wenn diese Erkenntnis auch vorläufig noch weithin unbemerkt geblieben ist; aber während heute noch vielen Völkern, die unmündig bleiben möchten aus Furcht vor ihrer eigenen Erwachsenheit, Diktaturen die Flucht vor der Selbstverantwortung erleichtern, diese reaktionäre Flucht in den behüteten Zustand, wo der mächtige Vater der Horde befahl, so wird doch, je breiter analytische Erkenntnis unsere Anschauung auch vom Leben der menschlichen Gruppen durchsetzt, dieser Drang nach rückwärts sich von selbst durch Nachreifung dieser Gruppenindividuen erledigen.

Der Mensch sieht in sich kein brütendes Chaos mehr, sondern ein unerschöpfliches Becken von Kräften, denen es sinnvolle Ziele zu setzen gilt, und deren Wege erforschbar sind und erforscht werden müssen. Der Mensch sieht in sich keine hysterischen Hohlräume mehr, in denen er plötzlich versinken kann, wenn er in sich selbst zusammenstürzt vor jähen Einbrüchen elementarer, bisher verdrängter Gewalten. Der Mensch hat um sich und unter sich keine Hölle mehr, in der Teufel und böse Geister das Böse in der Welt übermächtig machen. Der Mensch bedarf keines beaufsichtigenden Gottes mehr, der ihn mit seinem Finger lenkt, und keiner Flucht mehr in ein Geistiges, das er um so geistiger, heiliger und unwirklicher übertreibt, je triebgebundener und angstvoller er vor der Macht seines eigenen Unvernünftigen steht. Der Kot kann ihn nicht mehr beschmutzen und der Tod nicht mehr entsetzen, denn der Eine wie der Andere wird geregelt und eingeordnet von Trieben, Sehnsüchten, Erlösungen und Ängsten, die die Person des Menschen aufbauen, indem sie ihr zu gleicher Zeit Schranken setzen.

Dies sind, in viel zu kurzem Abriß, einige Veränderungen unseres Weltbildes seit dem Auftreten eines Mannes, geheißen Sigmund Freud.

Die Insel Irland

Ein psychoanalytischer Beitrag zur politischen Psychologie

Von Ernest Jones (London)

Aus dem Englischen übersetzt
von Luise Zucker (Wien)

Dem unbefangenen Beobachter ist gewiß schon oft die merkwürdige Erscheinung aufgefallen, daß Irland auf alles, was von England ausgeht, so völlig anders reagiert als Schottland und als Wales. Es ist nicht notwendig auf den Grad der Verschiedenheit näher einzugehen: die Tatsache steht uns heute klar vor Augen. Zweck dieser Abhandlung ist nach psychoanalytischen Richtlinien darzulegen, daß ein wichtiger Faktor, der diesen Unterschied hervorruft, die geographische Beziehung der Länder untereinander, ungleich subtiler und verwickelter einwirkt, als man vermuten könnte. Es ist dabei klar, daß wir wissentlich einen einzigen Faktor herausgreifen und nicht etwa die Absicht haben, die zahlreichen anderen wohlbekannten Momente, die historischen, dynastischen und ökonomischen, zu unterschätzen.

Ich glaube nicht auf Widerspruch zu stoßen, wenn ich feststelle, daß die psychologischen Motive, die Schottland und Wales veranlassen, sich freundschaftlich mit England zu verbinden, augenfälliger sind und weniger der Aufklärung bedürfen, als jene, die den Kampf zwischen Irland und England nicht zu Ende kommen lassen. Die Beziehungen zwischen Schottland und England gehören dem gleichen Typus an, wie die zwischen zwei kräftigen und ebenbürtigen Männern, die nach einer Periode erbitterter Fehde übereinkommen sich zu versöhnen, um sich zum gegenseitigen Wohl in einer Gemeinschaft zu vereinen. Dieses Ergebnis wurde gewiß durch den Umstand erleichtert. daß Rasse und Kultur beider Länder vorwiegend anglosächsisch waren; tatsächlich bestehen, abgesehen vom westlichen Hochland kaum größere Unterschiede zwischen Schottland und Nord-England als zwischen Nord- und Süd-England. Das Gleiche kann nicht in Bezug auf Wales und England gesagt werden, wo die großen Kultur- und Rassenunterschiede sehr tiefgehend sind, und doch haben es diese zwei Nationen verstanden, Jahrhunderte lang harmonisch im engsten Kontakt miteinander zu leben. Man kann auch nicht sagen, daß die Vereinigung unter einem Herrscherhaus zur Zeit der Tudors mehr als einen vorübergehenden Anteil an diesem Ergebnis gehabt hat. Die Beziehung zwischen Wales und England ließe sich mit der zwischen zwei ungleich gearteten Brüdern vergleichen: gutmütige Toleranz auf der einen Seite und ein Gemisch von Widerspruch und Bewunderung auf der anderen.

In der Beziehung zwischen England und Irland sehen wir dagegen eine fortlaufende Kette militärischer Unterdrückung, Ausbeutung und Quälerei, der sich von der Gegenseite verbissener und aufrührerischer Widerstand entgegenstellt. Während der vergangenen sieben Jahrhunderte wurden relativ geringe Anstrengungen gemacht, um zu irgend einer Form erträglicher Verständigung zu gelangen. Es erhebt sich nun vor allem die Frage, ob dieser Zustand der Dinge eine vollkommen natürliche Reaktion von seiten Irlands gegen eine außerordentlich große Unterdrückung durch England darstellt, oder ob es nicht andererseits irgend ein besonderer Charakterzug der Irländer war, der stets eine Reibung bedingte und daher die Eintracht verhinderte, die man sonst in vielen Teilen Europas zwischen verschiedenen Nationen und Rassen beobachten kann.

Da ich mich hier nur mit dem Wesen der irischen Einstellung zu befassen habe, unterlasse ich jede Analyse, die man an der englischen Haltung vornehmen könnte. Daß man England für die ganze Situation nicht verantwortlich machen kann, geht klar aus einem Vergleich zwischen Wales und Irland hervor. Vom rein militärischen Standpunkt betrachtet, befand sich Wales gegenüber England viele Jahrhunderte lang in der gleichen Lage wie Irland; der größere Widerstand, den Irland einer Einverleibung in das vereinigte Königreich entgegensetzte, kann also kaum auf bessere Erfolgsmöglichkeiten gegründet sein. Es scheint daher gerechtfertigt, in der nationalen Verschiedenheit der zwei Völker eine Erklärung zu suchen. Hier wird die Aufgabe sogleich erschwert, denn es gibt keine tiefgehenden Rassenunterschiede zwischen den Beiden. Sowohl Irländer als Walliser stammen im Wesentlichen von einer mittelländischen Rasse mit ursprünglich neolithischem Einschlag ab, wobei in beiden Fällen vermutlich zufolge der Unterwerfung eine gänzliche Annahme der keltischen Kultur und Sprache erfolgte. Wir können kaum der größeren Verschmelzung mit dem dänischen Stamm an einigen der Küstenstriche Irlands, noch der gänzlichen Romanisierung der Briten irgend eine weitreichende nationale Wichtigkeit beimessen. Trotzdem lassen sich innerhalb des historischen Zeitraumes drei hervorstechende Abweichungen im Verhalten der beiden Völker beobachten: 1) Wales stellte frühzeitig eine harmonische Verbindung mit England her, was sich mit Irland immer als unmöglich erwiesen hatte; 2) Irland blieb von der Reformation unbeeinflußt, während Wales zum extremen radikalen Protestantismus überging. 3) Als Nation wie als Individuen gesehen, waren die Walliser im Großen und Ganzen ein friedliebenderes Volk als die Iren.

Von den vielen Faktoren, die für dieses Ergebnis maßgebend sind, haben wir uns hier nur mit einem einzigen zu befassen, nämlich mit dem Umstand, daß

Irland eine Insel ist. Man hat oft darauf hingewiesen, daß die Psychologie der Inselbewohner die Tendenz zeigt von der Psychologie der verwandten Völker auf dem Festland abzuweichen und wir selbst sind keine Ausnahme dieser Regel. Die Insularität der Briten mit allem was das Wort sonst beinhaltet, ist sprichwörtlich auf dem Kontinent. Immerhin ist es wahrscheinlich, daß die relative Größe der Insel in diesem Zusammenhang von beträchtlicher Bedeutung ist und daß zum Beispiel die Insularität Australiens, Japans und Großbritaniens sehr wesentlich von jener der kleineren Inseln abweicht, mögen sie auch allen gemeinsame Züge aufweisen. Die geographische Tatsache der Insularität kann die Mentalität der Inselbewohner in verschiedener Weise beeinflussen; ihr Abseitsstehen, ihnen eigentümliche Gebräuche, hervorgerufen durch den Wunsch nach Sicherheit und so fort ergäben ein ausführliches Kapitel für sich; hier ist es nur möglich einen speziellen Gesichtspunkt herauszugreifen: die Tendenz der geographischen Insularität sich unbewußt mit besonderen Komplexen zu verbinden und dadurch diesen eine Ausdrucksmöglichkeit zu gewähren.

Der Begriff einer Inselheimat verknüpft sich vorzugsweise mit Komplexen, die sich auf die Vorstellung des Weibes, der Jungfrau, der Mutter und des Schoßes beziehen; alle diese verschmelzen zum Zentralkomplex des Schoßes einer jungfräulichen Mutter. Dies bedeutet natürlich unsere eigene Geburtsstätte. Im tiefsten Herzen hegt jeder Mann die Hoffnung, daß seine Mutter eine Jungfrau sei; sie stellt jenen Widerwillen gegen den Vater dar, den die Psychoanalyse als normalen Bestandteil des umfassenden Oedipuskomplexes aufgedeckt hat. Es ist nicht erstaunlich, daß sich durch die Gedankenassoziation unserer Heimat und unseres Landes mit der eben erwähnten tiefen Gefühlsquelle wichtige Folgeerscheinungen im Leben ergeben, was sogleich dargelegt werden soll.

Auf zweierlei Arten läßt sich die Existenz dieser unbewußten Assoziation beweisen. Erstens zeigt die Psychoanalyse, daß die Phantasien des Individuums von wunderbaren Inseln so allgemein verbreitet sind, daß sie Dichtern und Schriftstellern als immer wiederkehrendes Thema dienen. Bei derartigen Untersuchungen habe ich wiederholt unzweideutiges Beweismaterial für die vorliegende Assoziation erhalten. Zweitens findet man über die Literatur und Mythologie verstreut unzählige Hinweise auf einen besonderen geheimnisvoll lockenden Zauber *(appeal)*, den Inseln auf die Einbildungskraft ausüben; der klare Beweis für die Schlußfolgerung wird durch das Studium der genauen Formen erbracht, welche diese Phantasien annehmen.

Daß die Vorstellung unseres eigenen Geburtslandes — ob Insel oder nicht — allgemein mit dem Begriff eines weiblichen Wesens mit jungfräulichen und

mütterlichen Attributen verknüpfen ist, geht klar aus der bekannten Tatsache hervor, daß die meisten Länder allgemein in dieser allegorischen Form dargestellt werden; man denke nur an Britannia, Columbia, Germania, Italia und alle Übrigen. Diese symbolischen Frauengestalten haben trotz ihrer ausgesprochen mütterlichen Charakteristiken niemals einen Gatten. Immerhin geht die hier aufgestellte These über diese schlichte Tatsache hinaus: sie besagt, daß die oben erwähnte Assoziation viel intensiver ausgeprägt und weit stärker gefühlsmäßig betont wird, wenn das Heimatland eine Insel ist. Ich glaube, jeder wird mit mir übereinstimmen, daß uns der Begriff Britannia viel mehr bedeutet, als den Bürgern der Vereinigten Staaten der Begriff Columbia.

Was ich hier aus der zweiten Gruppe der Beweise anführe, ist meistens populären und literarischen Quellen entnommen und bezieht sich direkt auf Irland; aber es werden auch ähnliche Proben dieses Thema betreffend aus anderen Ländern erwähnt werden.

Vor allem ist es zweifelhaft, ob es für irg. nd ein anderes Land eine solche Mannigfaltigkeit weiblicher Namen gibt. Außer dem gebräuchlichen Erin, der den meisten anderen Ländern genügen würde, heißt Irland auch unter anderem: Cáitlin Ni Houlihan, Morrin Ni Cullinan, Roisin Dubh (kleine dunkle Rose), Shan Van Vocht (alte Frau), Seau Bheau Bhoct, Dark Rosaleen, ferner gibt es die Namen von drei Königinnen von Tuatha Di Danann: Eire, Bauba und Fodhla. Zahlreiche Hinweise auf Irland als Frau und besonders als Mutter finden sich in Gedichten, Reden und Schriften; die folgenden mögen als typische Beispiele dienen.[1]

Ich bin Irland
Ich bin älter als das Alte Weib von Beare.
Groß mein Ruhm,
Ich, die Cuchulainn, den Tapferen gebar.
Groß meine Schmach
Die Mutter von ihren eigenen Kindern verraten.

Und Mutter verstößt Du auch
Das Kind, das für Dich sterben will.
Mein heißestes Flehen gälte doch Dir
(For cuisle geal mo croidhe).[3]

Du hast mich erschlagen, oh mein Weib und nichts wird es Dir frommen,
Denn die Seele in mir liebt Dich nicht seit gestern noch seit heute.
Du hast mich schwach und gebrochen an Leib und Seele gelassen,
Verrate mich nicht, mich der Dich liebt, meine Dunkle Rose.

---

1) Ich verdanke sie Miss Violet Fitzgerald.

2) P. Pearse: Ich bin Irland.

3) Michael Doheny, A cuisle geal mo croidhe. 1848 floh Doheny nach Amerika, nachdem er am O'Brien Aufstand teilgenommen hatte.

Hätte ich ein Gespann Pferde, ich pflügte hügelaufwärts,
Inmitten der Messe würde ich meine kleine Dunkle Rose als Evangelium anbeten.
Ich möchte dem jungen Mädchen, das mir seine Jugend schenkte, einen Kuß geben
Und in diesem Kuß würde ich doch nur meine kleine Dunkle Rose umarmen.

Die Erne soll zum reißenden Strom anschwellen und die Berge sollen bersten,
Die See soll in roten Wellen brausen und Blut vergossen werden,
Jede Bergeswiese in Irland und alle Moraste sollen erbeben
Ehe eines Tages meine kleine Dunkle Rose zugrunde gehen soll.[1]

Abgefallen ihre bezaubernde Schönheit
Von ihrem lieblich geformten Antlitz,
Vollbrüstige Spenderin der holden Schar,
Kein Erbe bleibt Dir erhalten.

Sie hat keinen Freund, keinen Gefährten,
Keinen Liebsten in ihrem Bett, —
Eine Frau ohne des starken Mannes Schutz!
Kein Mann liegt neben ihr
Niemand der ihrem Herzen nahesteht.

Sie hofft nicht mehr auf einen Gatten,
Denn das treue gaelische Blut
Zog hinweg über die stürmische weiß-umbrandete See.
Darum ist ihr Gemüt bedrückt.
Die edle Witwe soll keinen Liebhaber, keinen
Freund und Gefährten finden.
Ehe nicht die treuen Gaelen heimkehren —
Mit dem drohenden Jauchzen des Freien.

Kein Wunder, daß die Insel der Kraft
Einstmals geliebt, nun trauern muß
Um das gaelische Volk, an Taten reich,
Das einst so mit Liebe sie umgab.

Schützend betreust Du den Pflegling, obgleich
Verwitwet und gattenlos
Oh Maria, welch grausames Geschick,
Beraubt ist sie all ihrer ererbten Schönheit!

Ohne Schutz gegen die Gefahren der Inseln
Ach wie ist sie beklagenswert!
Und so von ihr Besitz ergriffen, —
Der ehrwürdigen Mutter von Mileadhs Söhnen.

Gleich eine Hure ohne Ehre und Ansehen
Ist dieses Land — einst Partholon's Bollwerk.
Unbelohnt blieb sie, — ihre Sinne schwanden
Und ihre Kinder sind Wilden untertan.[2]

---

1) Gewöhnlich Hugh O'Donnell, 1602 zugeschrieben.
2) Geoffrey Keating: My Pity How Ireland Standeth. 1644 oder 1650.

„Und doch gebe ich die Heimat nicht auf. Ich sehe sie in einer Ohnmacht befangen, aber sie ist nicht tot: obwohl sie hilflos und unbeweglich in ihrem Grab liegt, spielt doch auf ihren Lippen ein Schein des Lebens und auf ihren Wangen ein Schimmer von Schönheit“.[1] „Beschützerin unserer Jugend ist sie und voller Liebreiz ihr Anblick.“[2] Aber vielleicht die rührendste Schilderung von allen finden wir in W. B. Yeats' Stück „Cathleen ni Houlihan“, wo der Geist Irlands als arme, wandernde, alte Frau dargestellt wird, deren Kummer die Jünglinge (die Szene spielt im Jahre 1798) alles andere, selbst ihre Bräute am Hochzeitstage vergessen und ihrem Ruf folgen läßt. Der junge Held des Stückes tut dies und das Stück schließt mit der Frage, die seine Familie an einen eben eintretenden jungen Burschen stellt. „Sahst Du eine alte Frau den Pfad herabgehen?“ Worauf er antwortet: „Nein, doch ich sah ein junges Mädchen und sie hatte den Gang einer Königin“. Hier haben wir die Identifizierung von Jungfrau, alter Frau und Königin (d. i. Mutter), die für die unbewußte Vorstellung der Mutter so charakteristisch ist.

Wir gehen nun zu einem scheinbar andersartigen Thema über, dessen Zusammenhang mit dem Vorangegangenen später gezeigt werden wird. Auf der ganzen Welt kann man auf die Überzeugung stoßen, daß irgendwo, gewöhnlich in einem westlichen Meer eine zauberhafte Insel existiert, die mit dem Himmel identifiziert wird. In Europa tritt sie unter verschiedenen Namen auf: Meropis, der Kontinent des Kronos, Ogygia, Atlantis, der Garten der Hesperiden, die Glückseligen Inseln und so fort. Die Lage der Insel verzeichneten viele mittelalterliche Landkarten, wie die von Lambertus Floridus im zwölften Jahrhundert (jetzt in der Bibliothèque Nationale zu Paris), die Hereford-Landkarte aus dem dreizehnten Jahrhundert und die Weltkarte aus dem zwölften Jahrhundert im Corpus Christi College zu Cambridge.

Drei charakteristische Merkmale sind regelmäßig mit dieser Vorstellung verbunden. 1) In diesem Land werden alle Wünsche erfüllt; 2) aus ihm gehen neue Seelen hervor; 3) es ist das Land, wohin die Toten gehen. Diese drei Merkmale sollen der Reihe nach betrachtet werden. Das erste ist den Psychoanalytikern gut bekannt. Die Phantasie von einem Leben, in dem alle Wünsche leicht erfüllt werden, die unbewußte „Allmacht des Gedankens“ stellt den Wunsch dar, die einmal gekostete Erfahrung solch einer Existenz wieder zu erleben. Die Vorstellung von der Möglichkeit eines solchen Lebens ist nicht so phantastisch und anspruchsvoll als es scheinen mag, wir alle haben es tatsächlich in einer gewissen Entwicklungsphase empfunden und wünschen einfach zu dieser Erfahrung zurückzukehren. Ich spiele natürlich auf die Periode völliger

---

1) Rede gegen die Union, gehalten von Grattan, am 26. Mai 1800.
2) O'Grady, Verzeichnis der Manuskripte im Britischen Museum, 1894, Nr. 385.

Befriedigung an, während unseres intrauterinen Daseins, deren Vollkommenheit nach und nach „im Licht des Alltags verblaßt“ wie Wordsworth sagt und in die folgenden Entwicklungsstadien der Kindheit und Jugend übergeht. Zwar werden die Freuden, die man auf der Insel der Seligen genießt in gewählteren Ausdrücken geschildert, als dieser primitive Ursprung vermuten ließe, — eine ganz verständliche Tatsache, — aber es ist beachtenswert, daß die Rolle die die Nahrung — der Hauptgenuß der Kindheit — spielt, in den meisten Schilderungen besonders hervortritt. Wenige dieser Phantasieinseln sind ohne ihren Lebensquell, ewige Jugend und einen reichen Vorrat an goldenen Äpfeln; diese Symbole als die Milch und Brust der Mutter zu erkennen, fällt nicht schwer. Obst, besonders Äpfel, sind im Unbewußten ein immer wiederkehrendes Symbol für die Brust. In so natürlichem Zusammenhang steht die Vorstellung der köstlichen Nahrung mit dem Begriff einer glückseligen Insel, daß die Karikaturen des Mittelalters darüber, — wie zum Beispiel Cockneyland und das Schlaraffenland — kaum von etwas anderem handeln; gebratene Gänse stolzieren in den Straßen herum und erreichen durch fortwährendes Drehen die letzte Vollendung, der Wein fließt in Strömen und so fort. Man kann kaum daran zweifeln, daß unbewußte Erinnerungen an den Schoß der Mutter und die Brust weitgehend zur Bildung dieser Phantasie eines wunschlosen Paradieses beigetragen haben. Ihre Beziehung zur Erinnerung an die Mutter kam in dem Stück „Mary Rose“ von Sir James Barrie deutlich zum Ausdruck. Man wird sich erinnern, daß die Peter Pan ähnliche Heldin des Stückes, die mit ihrem Mann streitet und ihren Vater fürchtet, aber ihre Mutter und ihr Kind zärtlich liebt, d. h. eine sehr ausgeprägte mütterliche Bindung zeigt, durch die unwiderstehliche Zauberkraft einer magischen Insel hinweggelockt wird; diese wird in Gestalt einer Frau dargestellt, die mit Musik um sie wirbt. Nebenbei ist die Musik, z. B. das besänftigende Schlummerlied der Mutter außerordentlich eng mit der Vorstellung der Kinder und dem dritten unserer Themen, dem Tode verknüpft. In ganz Nordeuropa warnte man die Kinder den lieblichen Gesängen der Elfen (deren Musik in Deutschland als Alpleich oder Elfenreigen, in Schweden als ellfr-lek, in Island als liuflings-lag, in Norwegen als Huldreslát bekannt ist) zu lauschen, damit sie nicht von Frau Holle fortgezaubert würden und Baring-Gould[1] hat in interessanter Weise die gleiche Idee in vielen unserer Dissenterhymnen verfolgt, wie z. B. „Horch, horch meine Seele! Engelsgesänge erheben sich“, „Liebliche Engel rufen mich vom jenseitigen Ufer.“

Das zweite Merkmal, daß die Insel der Ort ist, wo die Kinder herkommen, deutet am klarsten auf einen mütterlichen Ursprung hin. Der Ort, wo

1) Baring-Gould: Seltsame Mythen aus dem Mittelalter, S. 425.

Kinder geboren werden, kann offenbar nichts anderes als ein Symbol für den Schoß der Mutter sein. Vor allem machte uns die ausführliche Arbeit von Otto Rank[1] mit der ungewöhnlich großen Rolle vertraut, die der Begriff des Wassers in Mythen und Legenden spielt, die sich auf die Geburt beziehen. So ist es nicht erstaunlich, als gewöhnliches Symbol für den weiblichen Schoß einen Ort zu finden, der in so enger Verbindung mit dem Wasser steht, wie eine Insel; dies ist uns aus der Psychoanalyse am Individuum wohlbekannt. Der häufig unbewußte Vorgang der Umkehrung trägt natürlich dazu bei (ein Ort, umgeben vom Wasser, statt eines Ortes, der Wasser enthält). Es ist sehr bekannt, daß in der Folklore und in der Mythologie kleine Kinder meistens aus einem Fluß, einer Quelle, einem Teich oder aus dem Meer kommen, jedenfalls aus einem Gewässer, wo sie aufbewahrt werden. In dem oben zitierten Gedicht von Wordsworth „Intimations of Immortality from Recollections of Early Childhood" spricht er von der Geburt des Knaben aus *"that imperial palace whence he came"* und fährt dann fort:

Und so, in Sommersonne und in Frieden,
Ob ich landwärts auch geh,
Sieht doch die Seele die urew'ge See,
Die uns gebracht. In einem Augenblick
Findet sie wieder ihren Weg zurück
Und sieht die Kinder spielen an dem Strand
Und hört die Wellen brausen übers Land.

Die Bedeutung des dritten Merkmales, daß die Glückliche Insel auch der Aufenthalt der Toten sein soll — aus diesem Grund nennt man sie auch oft die Insel der Seligen — ist weniger klar und wird erst dann verständlich, wenn man sich an die Vorstellung erinnert, die wieder gewöhnlich im Volksglauben wie im Unbewußten des Individuums zu finden ist, daß man durch den Tod einfach zu dem Ort zurückkehrt, von dem man kam. „Staub bist Du und zu Staub sollst Du werden." Das Unbewußte in uns kann den Begriff der Vernichtung nicht fassen und setzt an dessen Stelle die Rückkehr zur Nirvanaexistenz, des Lebens vor der Geburt. Wahrscheinlich stützt sich darauf im Wesentlichen der Glaube an die Wiedergeburt und die Reinkarnation.[2] Von diesem Standpunkt aus ist es ganz begreiflich, daß was als uterine Vorstellung des Todes bezeichnet werden kann, wieder in engem Zusammenhang mit dem Begriff des Wassers steht.[3] Für die Vorstellung, daß die Seelen der Toten über ein Wasser gelangen müssen, ehe sie an ihren endlichen Bestimmungsort ankommen, könnte man tausende von Beispielen zitieren, von dem

1) Otto Rank: Die Lohengrinsage 1911, S. 26—32, usw.
2) Siehe Kapitel XXXVIII und XXXIX meiner Abhandlung über Psychoanalyse, 1918.
3) Siehe Otto Rank: op. cit. und Psychoanalytische Beiträge zur Mythenforschung, 1919.

Styx der Griechen bis zu Böcklin's Toteninsel. Reste dieses heidnischen Glaubens sind in vielen englischen Hymnen zu finden:

Treff' ich dich am andern Ufer,
Allem Wogensturm entrückt,
Wo in einem bessern Lande
Kummer nie das Herz bedrückt?

Treff' ich dich im guten Hafen
— Nach dem Sturm der See — am Strand?
Werden wir den Anker senken
In dem schönen Himmelsland?

Die folgenden Zeilen kommen in der Lyra Messianica vor, in einem Gedicht über „Die letzte Reise".

Durch die See, die von Stürmen zerrissen,
Durchs Leben ohn' Freud' und ohn' Ruh'
— Das Deck ist mein Heim und mein Kissen —
Der Insel der Seligen zu.

Ihr Wasser des Grams und der Sorgen
Wie tobt ihr und braust ihr zum Strand.
Doch vorwärts! schon seh' ich das Morgen,
Es dämmert ein besseres Land.

Nun wird Leid und Kummer sich lindern,
Die tobenden Wogen sind weit.
Ich singe mit glücklichen Kindern
Von ew'ger Zufriedenheit.

Oder ich erinnere an die Verse in Tennysons „Crossing the Bar".

Sonnenuntergang und Abendstern,
Und ein heller Ruf an mich!
Und möge die Hafenbarre nicht ächzen,
Wenn ich in See steche.

Wenn auch bewegt — die Flut scheint schlafend.
Zu hoch steht sie, um Raum für Klang und Schaum zu geben,
Wenn er, der in endlose Weiten zog,
Wieder heimkehrt.

So sehen wir, daß alle Gesichtspunkte der Vorstellung einer paradiesischen Insel eng mit den Phantasien vom mütterlichen Schoß verbunden sind, mit unseren tiefsten Gefühlen die Geburt, den Tod und die Mutter betreffend. Nun möchte ich vor allem darauf hinweisen, daß dieser Zusammenhang, wenn auch anderswo gebräuchlich genug, in der Vorstellungswelt des Irländers besonders betont ist. Ohne einen Widerspruch zu befürchten, kann man wohl behaupten, daß es keine andere Kultur gibt, die so völlig und von so zahlreichen Glauben und Legenden durchtränkt ist, die mit dem Begriff einer

paradiesischen Insel zusammenhängen.[1] Die Zahl der ersischen Namen dafür legt an sich ein sprechendes Zeugnis ab. So ist: Thierna na oge, das Land der Jugend; Tir-Innambéo, das Land des Lebens; Tirno-nog, das Land der Jugend; Tir Tairngire, das Land der Verheissung; Tir-N-aill, das andere Land; Mag Már, die große Ebene; Mag Mell, die erfreuliche Ebene. Die gaelische Flath Innis, die edle Insel, wohin die Seelen der Abgeschiedenen gehen, ist augenscheinlich eine Variante der gleichen Idee. Diese Vorstellungen setzen sich aus den oben erwähnten Elementen zusammen. Dort finden wir den Quell des Lebens, die goldenen Äpfel, von dort kommen die Kinder und die Toten kehren zu ihr zurück. Helden machten sich auf, den wunderbaren Kessel der Wiedergeburt — ein typisches Symbol für den weiblichen Schoß — zu schützen, wie sie es anderwärts mit dem heiligen Gral taten. Die Idee der Wiedergeburt in Beziehung zur Insel der Anderen Welt spielt eine außergewöhnliche Rolle in der irischen Mythologie. Die Glückseligen Inseln der Irländer befanden sich immer im Westen. Von der Odysee an wurde der Westen immer mit dem Tod in Zusammenhang gebracht und lange Zeit vor dem Krieg lautete in der irischen Grafschaft Munster der übliche Ausdruck für Sterben „nach dem Westen gehen".

So sehen wir erstens, daß der Begriff Irland in nahem Zusammenhang mit den Begriffen des Weibes, der Mutter, Pflegerin und Jungfrau[2] steht und zweitens, daß kein anderes Land so allumfassend und zäh an der Vorstellung einer westlichen Insel, ausgestattet mit den uterinen Attributen des Glückes, der Geburt und des Todes festhielt. Die Schlußfolgerung liegt nahe, daß die beiden Themen miteinander verknüpft sind, daß die Zauberinsel eine verherrlichte Idealisierung der eigenen Geburtsstätte des Irländers, der Insel Irland war; tatsächlich bezeichnen es auch die altnordischen Völker, — die vor der Zerstörung ihres Königreiches Leinster zu Clontarf (1114) vieles aus der irischen Vorstellungswelt übernahmen — mit dem Namen Irland hit Mikla (größeres Irland). Daher ist es ganz verständlich, daß der Durchschnittsirländer auf den Gedanken an eine fremde Invasion anders reagiert als der *conscientious objector*, der Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen, wenn man an ihn die übliche Frage richtete: Was würden Sie tun, wenn ein Deutscher Ihrer Mutter Gewalt antäte? Der Urinstinkt der meisten Männer in dieser Situation ist — wie die Psychoanalyse ausführlich gezeigt hat — auf den tiefeingewurzelten Ödipuskomplex zurückzuführen, auf die sadistische Vorstellung,

1) Die vollständigsten Angaben finden sich in Jubainville's L'Epopée celtique en Irlande, 1892 und in dem "Essay upon the Irish vision of Happy Otherworld and the Celtic Doctrine of Re-Birth" von Alfred Nutt, der größten Autorität auf diesem Gebiet, in Band II von Meyer's Voyage of Bran, 1897.

2) Es ist interessant, daß mehrere Schriftsteller Irlands nationales Musik-Instrument, die Harfe, mit dem Sistrum der Isis (einem Sinnbild der Jungfräulichkeit) in Verbindung brachten.

die sich die meisten Knaben von der grausamen und heftigen Art der Liebesäußerung des Vaters der Mutter gegenüber machen.

Zugegeben, daß dies bei den Irländern vergangener Zeiten der Fall gewesen sein mag — haben wir irgend einen Beweis, daß sich solche aus alten Zeiten stammende Vorstellungen unbewußt erhalten und die Menschen der Gegenwart beeinflußt haben sollten? Ganz abgesehen von allgemeinen Vermutungen, gegründet auf die Beständigkeit der ihnen unterliegenden Komplexe, gibt es eine Fülle von Beweisen, die eine bejahende Antwort auf diese Frage geben. Den Irländern ist es anscheinend fast unmöglich ihre Gefühle über politische Dinge auszudrücken, ohne ähnliche Bilder, wie die oben beschriebenen zu gebrauchen — und daß diese Bilder für sie voll inhaltsreicher Bedeutung sind, zeigt ihr Verhalten. Es ist kein Zufall, daß Irland als einziges von den wesentlichen Gliedern des britischen Reiches im sechzehnten Jahrhundert sich weigerte auf den katholischen Kult der jungfräulichen Mutter zu verzichten und daß die Jungfräulichkeit nirgends in höheren Ehren gehalten wird. Und vielleicht ist es mehr als ein Zufall, daß einige der unversöhnlichsten republikanischen Führer wie De Valera, Erskine, Childers usw. nur mütterlicherseits Irländer sind.

Nehmen wir als Beispiel den ersten der neuzeitlichen Führer, Charles Stewart Parnell, lange Zeit hindurch der angebetete Führer der Nationalpartei. „Man glaubte, die Parnells hätten in ihrem Haus entweder Feniers versteckt oder Dokumente bloßstellenden Inhalts oder Waffen. Auf jeden Fall erschien eine Untersuchungskommission, bestand darauf, durch das Haus zu gehen, ließ sich nirgends den Zutritt verwehren und wollte tatsächlich in das Schlafzimmer der Mrs. Parnell eindringen, um hier mit frevelhafter Hand angebliche Verstecke zu durchstöbern. So faßte es zumindest der junge Mann in Cambridge auf, als ihm alles berichtet wurde. Dies war krasses Sakrileg und Verletzung der Heiligkeit des Zimmers seiner Mutter. Er verfiel in krankhaftes Brüten. Es wurde zu einer ungeheuerlichen Angelegenheit. Die Erinnerung an jene Schmach beeinflußte sein ganzes Wesen. Sie machte ihn zu einem Hasser jenes England, in dessen Auftrag die Tat geschehen war . . . Die Männer der Untersuchungskommission, die in den Schlafraum seiner Mutter eingedrungen waren, schienen nichts gefunden zu haben . . . Es wäre denn ein Schwert, das Charles gehörte und das sie mit sich nahmen. Was er mit dem Schwert wollte, oder welches Recht er darauf hatte, weiß ich nicht, aber wahrscheinlich war dieser Raub wie Öl auf das Feuer seines Hasses".[1] Oder ich könnte folgende Stelle aus Killiher's „Glamor of Dublin" 1920 zitieren: „Inmitten der rohen Kämpfe um irdische Dinge steht Irland allein, gleich einer anbetungswürdigen

1) Hutchinson: Portraits of the Eightees, 1920, pp. 30, 31.

Frauengestalt, geduldig in ihrer alten geheiligten Zivilisation, Ehrfurcht gebietend der Jugend, einzig dastehend in einer Zeit des allgemeinen Abfalls, sich aufopfernd für eine verlorene Sache — all dies sind die Wundmale ihrer gemarterten, doch unzerstörbaren Seele."

Und wir lieben Dich, o Bauba![1]
Mag auch der Zerstörer in Deinen Hallen sein,
Und Du beraubt bist aller —
Blieb nur der Geist Dir zum Freund,
Der alles endlich zum Guten wendet:
Sind auch Deine Augen ein Schwert, das
Deine Liebhaber auf manchem Schlachtfeld erschlug,
Als beschwingt zum Kampf sie eilten
Trunken von dem Licht Deines Leibes,
Um für Dich zu sterben, Bauba!

Ich möchte noch ein paar Stellen aus Reden anführen, die im Frühjahr 1922 gehalten wurden. In seiner Rede am 22. Februar sagte De Valera: „Es gab Leute, die Irland als Mutterland betrachteten und niemals einwilligen würden in ihr eine Art illegitime Tochter zu sehen ... Da Irland ein Mutterland ist, hat es das Recht auf eine Stellung, der Würde eines Mutterlandes entsprechend." Im gleichen Monat schrieb Michael Collins in ähnlicher Tonart: „Anläßlich einer Konferenz in London mit den britischen Regierungsvertretern legte ich es klar dar, daß Irland ein Mutterland ist, mit den Pflichten und der Verantwortung eines Mutterlandes." Am 30. April sagte De Valera von den Free Staters: „Sie wollten daß wir kommen und Irland halten, während es gefesselt wurde." So wetteifern die ältesten und jüngsten Berichte der Irländer übereinstimmend — in Bitterkeit der Verzweiflung und jetzt schließlich mit der Genugtuung des Triumphes — über die Vergewaltigungen und Greueltaten, die ihrem geliebten Mutterlande angetan wurden.

Ich möchte nicht behaupten, daß der in dieser Abhandlung vertretene Gesichtspunkt zu geringfügig ist, aber er steht zu isoliert da, um aus ihm mit Sicherheit praktische Schlußfolgerungen zu ziehen. Immerhin sei es mir gestattet, darauf hinzuweisen, daß sich die Geschichte möglicherweise anders gestaltet hätte, wenn England mehr von den hier erwähnten Zusammenhängen geahnt und anstatt die Jungfrau Irland gleich einer Hure zu schänden, um sie mit dem Angebot einer ehrenvollen Verbindung geworben hätte. Daß dies die einzig aussichtsreiche Einstellung war, erkannte man erst, als die Staatsgewalt in England dem Bürger eines anderen kleinen keltischen Landes, dem Walliser Lloyd George, anvertraut wurde.

[1]) Einer der vielen weiblichen Namen für Irland.

„Die ganze Menschheit als Patient"

(Neurosentherapie und Religion)

Man kennt die Gefahr, die der Psychoanalyse von Seiten ungebetener Helfer droht, die da versprechen, die rohe Freudsche Lehre zu destillieren und zu entgiften und sie dann durch edlere Zutaten zur Weltanschauung zu machen, zumindestens der Psychoanalytiker selbst kennt diese Gefahr der angeblich philosophischen Verwässerung zur Genüge und ist vor ihr oft und unmißverständlich gewarnt worden. Theodor Reik aber gehört zu jenen Psychoanalytikern, die nicht nur angesichts solcher von außen kommenden Verflachungsbestrebungen aus ihrem Herzen keine Mördergrube machen. Er wird auch nicht müde, eindringlich zu warnen vor der Gefahr, die der Psychoanalyse von innen her droht, vor der Gefahr der Selbstbeschränkung auf das Therapeutische. Die Überbetonung der einen praktischen herapeutischen Anwendungsmöglichkeit führt nach Reik mit gesetzmäßiger Notwendigkeit zur ungerechtfertigten Einschränkung der Bedeutung der Psychoanalyse als psychologischer Wissenschaft und in ihrer weiteren Folge zum Aufgeben ihrer tiefsten wissenschaftlichen Errungenschaften; die Psychoanalyse wird eine Psychologie sein oder sie wird nicht sein.

Diesen Standpunkt setzte Reik vor einiger Zeit in einer Diskussion im „technischen" (therapeutischen) Seminar der „Wiener Psychoanalytischen Vereinigung" auseinander. Dabei wies er besonders darauf hin, daß nicht nur die psychoanalytische Neurosenlehre Entscheidendes für das Studium der Entstehung und Entwicklung religiöser und moralischer Begriffe beisteuert, sondern daß — umgekehrt — auch Theologie und Ethik der wissenschaftlichen Psychologie vorgearbeitet haben (die Existenz und die Bedeutung de unbewußten Schuldgefühls sei z. B. auf dem Gebiete der Religion früher bekannt gewesen, als auf dem des Neurosenstudiums). Der Erfolg der Neurosentherapie ist daher nach Reik in einem großen Maße davon abhängig, ob es ihr gelingt, religiöse und moralische Faktoren mit Verständnis psychisch in Rechnung zu stellen, u. zw. besonders für die Einschätzung des Verdrängungswiderstandes und für die der „Tiefendimension der Neurose"

Reik meint auch, daß die individuelle (therapeutische und pädagogische) Aufgabe der Psychoanalyse in der Zukunft nicht die wichtigste sein kann. Die individuelle analytische Therapie werde an Bedeutung zurücktreten gegen andersartige Wirkungen, wie z. B. die kollektive Therapie und Prophylaxe, gewissermaßen die soziale Psychohygiene. Schon Freud hat es ausgesprochen, daß er erkennen mußte, eigentlich die ganze

Menschheit zum Patienten zu haben. Und um für diese Aufgabe gerüstet zu sein, muß die Psychoanalyse noch tief in das Wesen der religiösen Erscheinungen eindringen. Diese Forderung müßten auch die Therapeuten, die „praktischen" Psychoanalytiker erkennen, denn schließlich „wer und was beschützt und bestärkt wohl die Sexualverdrängung stärker als die Religion und die mit ihr so innig verknüpfte Tradition". Eine künftige Zeit wird denn auch in Freud nicht nur den großen Entdecker eines neuen psychotherapeutischen Verfahrens sehen, sondern einen der großen befreienden Geister der Menschen, der es vermocht hat, ihr drückendes Schuldgefühl zu vermindern, sie ein wenig von leeren Ängsten zu befreien und ihnen den Aufenthalt auf diesem Planeten etwas zu erleichtern. Auf dem Wege zu diesen wohltätigen Erfolgen wird allerdings die Psychoanalyse nach Reiks Ansicht vorerst noch einen Rückschlag erfahren, der im Namen der Religion geführt werden wird. Im Falle der Psychoanalyse wird es ebenso zugehen, wie schon oft bei der Entdeckung neuer überraschender Wahrheiten. Zuerst sagt man: „das ist nicht wahr". Bald wird es heißen: „es widerstreitet der Religion". Und schließlich dann: „ach, das haben wir schon lange gewußt".

Seinen Beitrag in der oben genannten Wiener Diskussion veröffentlicht Reik nun auch im Druck unter dem Titel „Neurosentherapie und Religion" in der soeben erschienenen „Jones-Festschrift" der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse"[1]. Der Gedankenreichtum der Reikschen Ausführungen dürfte schon aus unserem kurzen Referat ersichtlich sein und es wird sich daher wohl mancher Leser dieser Zeilen nicht nehmen lassen, zum Aufsatze Reiks selbst zu greifen. A. J. St.

---

1) Das zum 50. Geburtstage von Ernst Jones erschienene Doppelheft der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse" enthält außer dem Begrüßungsartikel von Sigm. Freud u. a. folgende Abhandlungen: Ferenczi: Das unwillkommene Kind und sein Todestrieb — Van Ophuijsen: Das Sexualziel des gewalttätigen Sadismus — Sadger: Genitale und extragenitale Libido — Klein: Rollenbildung im Kinderspiel — Isaacs: Entbehrung und Schuldgefühl — Riviere: Weiblichkeit als Maske — Chadwick: Furcht vor dem Tode — Searl: Flucht in die Realität — Stärcke: Das Gewissen und die Wiederholung — Glover: Zur analytischen Grundlegung der Massenpsychologie — Flügel: Symbolik und Ambivalenz in der Kleidung — Federn: Über einen alltäglichen Zwang — Alexander: Strafbedürfnis und Todestrieb — Sharpe: Hamlets Ungeduld — Eder: Ökonomie und Zukunft des Über-Ichs — Laforgue: Absperrungsmechanismen in der Neurose — Payne: Der Mythus von der Bernikel-Gans — Low: Der Einfluß der Psychoanalyse auf die Erziehung in England — usw. (Preis des Doppelheftes — im Umfange von 256 Seiten Großoktav — Mark 15'—).

Der Kampf ums Recht

Von Franz Alexander und Hugo Staub

Vor einigen Wochen ist unter dem Titel „Der Verbrecher und seine Richter, Ein psychoanalytischer Einblick in die Welt der Paragraphen", ein Buch von Franz Alexander und Hugo Staub erschienen, das zum erstenmal in ausführlicher und zusammenhängender Weise die Ergebnisse der Freudschen Forschung für die Kriminalpolitik nutzbar macht. Sowohl mit seiner Kritik der heutigen Strafrechtspflege und mit seinen theoretischen Ausführungen über die Psychologie verschiedener Verbrecherkategorien, als mit seinen Beispielen von psychoanalytischer Durchleuchtung konkreter Kriminalfälle und mit seiner praktischen Aufgabestellung für die Justiz der Gegenwart und der nächsten Zukunft erhebt dieses neue Werk Anspruch auf das Interesse aller Gebildeten. Aus den einleitenden Ausführungen zur Theorie des Verbrechens geben wir den Abschnitt „Der Kampf ums Recht" wieder.

Als grob empirische Beweise für die zersetzende Wirkung, die Fehlurteile auf jede soziale Organisation haben, können geschichtliche Tatsachen in beliebiger Form angeführt werden. Sowohl Fehlurteile, die in Verurteilungen wegen nicht begangener Taten bestehen, wie auch solche, deren Ungerechtigkeit auf einem Mißverhältnis zwischen Vergehen und Buße beruht, wirken aufreizend auf die Massen, die dann nicht mehr gewillt sind, die bestehende Ordnung und ihre Gesetze anzuerkennen. Die massenpsychologische Wirkung von Fehlurteilen ist die Empörung und die Abnahme einer bereits erreichten sozialen Anpassung. Triebeinschränkungen, die der Mensch mit Rücksicht auf seine Mitmenschen sich auferlegt hat, werden, unabhängig davon, ob sie auf Einsicht, d. h. freiwilliger Unterwerfung oder auf sozialer Unterdrückung beruhen, durch Verletzung des Gerechtigkeitsgefühls erschüttert. So sehen wir am Anfang sozialer Umwälzungen als auslösendes Moment, jedoch keineswegs als Ursache, die Häufung von Fehlurteilen. Man könnte sagen, das chronische Gefühl der Ungerechtigkeit wegen sozialer Unterdrückung, das nicht die dynamische Kraft besitzt, die revolutionäre Auflehnung in Handlung umzusetzen, wird bei akuter Verletzung des Rechtsgefühls durch Fehlurteile zur Empörung gesteigert und erst diese Empörung bildet den Boden für die revolutionäre Tat, den Durchbruch bisher eingeschränkter Triebe. Die Fehlurteile verwandeln den chronischen, jedoch noch statischen Zustand der Verbitterung in den akuten und dynamischen Zustand der Empörung. So beginnt die französische Revolution mit der Häufung von Fehlurteilen, aber auch jede Meuterei auf Grund von harten, ungerechten Strafen, die Reformation mit der korrupten Absolution der Reichen in der katholischen Kirche. Bei jeder Revolution gilt der erste Gang der revoltierenden Massen den Gefängnissen, um die Verurteilten zu befreien.

Zwei psychologische Wirkungen können demnach als allgemein gültige Folgen der Verletzung des Rechtsgefühls formuliert werden:

1) Das massenpsychologische Interesse für die Ungerechtigkeit. Jeder einzelne empfindet zumindest die Unbill, die einem der gleichen sozialen Schichte Angehörenden widerfährt, als eigene Sache. Offenbar beruht diese massenpsychologische Wirkung der Ungerechtigkeit auf der Grundlage der Identifizierung: „Jedem von uns könnte das Gleiche zustoßen".

2) In jedem einzelnen Mitglied derselben sozialen Gruppe erfolgt eine Störung des bisher mehr oder weniger stabilen Gleichgewichtes zwischen Triebeinschränkung und Triebspannung zugunsten der bisher gehemmten Triebe. Es erfolgt eine Regression von Triebeinschränkung zum Triebdurchbruch.

Während die massenpsychologische Wirkung des verletzten Gerechtigkeitsgefühls ohneweiters verständlich ist, bedarf der regressive Vorgang einer eingehenden Untersuchung. Die psychoanalytische Theorie der Ich-Entwicklung wird uns helfen, diesen Vorgang zu verstehen.

Triebeinschränkungen werden im allgemeinen auf Grund von Unlustbefürchtungen und von positiven Lusterwartungen vorgenommen. Sie bedeuten die Anpassung der subjektiven Triebansprüche an die objektiven Gegebenheiten der Realität. Man verzichtet auf gewisse Triebbefriedigungen entweder, weil die Befriedigung nicht möglich ist, oder weil sie mehr Unlust zur Folge hätte als der Verzicht. Oft genügt es, gewisse Triebbefriedigungen aufzuschieben, die Spannung eine zeitlang zu erdulden, um dadurch eine Unlust, die die sofortige Befriedigung nach sich ziehen würde, zu vermeiden, oder um durch den Aufschub die Triebbefriedigung vor äußeren Störungen zu sichern. Freud hat diesen Vorgang die Entwicklung vom Lustprinzip zum Realitätsprinzip genannt. Das Realitätsprinzip bedeutet also ein verbessertes, an die Gegebenheiten der Realität angepaßtes Lustprinzip. Triebe drängen nach Abfuhr, nach Befriedigung. Die Realität setzt ihnen Widerstände entgegen, das Realitätsprinzip besteht in einer zweckmäßigen Anpassung der Triebansprüche an die gegebenen Befriedigungsmöglichkeiten. Es ist selbstverständlich, daß die Verzichte nur so weit gehen, wie es gerade nötig ist. So entsteht ein Gleichgewichtszustand zwischen Triebverzicht und Befriedigung, der gestört wird, wenn neuer Triebverzicht verlangt wird.

Die gesamte Erziehung beruht auf diesem Prinzip. Sie ist eine systematisch geleitete Anpassung der ursprünglich asozialen Triebansprüche des Kindes an die Anforderungen der Erzieher. Ebenso wie die Anpassung an die physikalische Realität steht auch die Anpassung an die Sozietät im Zeichen der Entwicklung vom Lustprinzip zum Realitätsprinzip. Den unlustvollen Erlebnissen, die dann entstehen, wenn unsere Triebhandlungen die Eigenheiten der Natur nicht berücksichtigen, entspricht auf dem Gebiete der Erziehung, überhaupt auf dem sozialen Gebiete, die Strafe. Der Lustprämie geglückter Befriedigungen, dem Lohn für geleistete Triebeinschränkungen entspricht in der Erziehung die Liebe derjenigen, die von uns die sozialen

Triebeinschränkungen fordern. Angst vor Strafe und Hoffnung auf Geliebtwerden sind also die beiden sozialen Regulatoren des Trieblebens. Zu dieser einfachen Formulierung kam Freud in seinen letzten zusammenfassenden Arbeiten über das menschliche Triebleben. („Das Ich und das Es" und „Hemmung, Symptom und Angst".)

Die psychologische Bedeutung der Strafe ist von Freud und seinen Schülern eingehend dargestellt. Sie ist die Nachbildung des Verhältnisses der unpersönlichen Natur zum Triebleben. Der Umwelt nicht angepaßte Triebhandlungen haben Unlust zur Folge. Der strafende Erzieher übernimmt diese Unlust verursachende Rolle der unpersönlichen Natur. Dem übermütig umhertollenden Kinde, das sich an der Tischkante eine Beule schlägt, wird dieses Mißgeschick vom Erzieher als Strafe gedeutet und in der körperlichen Züchtigung aktiv nachgebildet.

Nur der zweite Faktor, die Hoffnung auf Geliebtwerden oder, was dasselbe bedeutet, die Angst vor Liebesverlust, bedarf einer eingehenderen Erörterung als er bisher in der psychoanalytischen Literatur erfahren hat. Während die Triebeinschränkungen, die aus Angst vor Strafe vorgenommen werden, auf einem Machtwort beruhen, bedeutet die Einschränkung, die man um geliebt zu werden, leistet, einen stillschweigenden Vertrag, eine Art Liebeshandel. Dieser Vertrag lautet etwa: „Ich nehme gewisse Triebeinschränkungen auf mich, die du von mir verlangst. Ich verzichte also dir zuliebe, um von dir geliebt zu werden. Den Nutzen dieser Liebe erkenne ich in erster Reihe in der Sicherheit, die sie mir gewährt". Das Geliebtwerden enthält neben seinem eigenen Lustwert die Sicherheit gewisser erlaubter Triebbefriedigungen, und folglich ist es mit dem Gefühl der Sicherheit überhaupt engstens verknüpft. Dieser Liebeskontrakt besteht also in dem Umtausch von Triebbefriedigungen gegen Geliebtwerden, das selbst einen eigenen Lustwert hat.

Dieser Tauschhandel zwischen Liebe und Verzicht beginnt in der frühesten Kindheit. Die Liebe ist eine Gabe, die das Kind zuerst von der Mutter erhält. Milch, Wärme, Sorgfalt sind die ersten greifbaren Äußerungen der Mutterliebe. Doch der mütterliche Instinkt versteht es, mit der Dosierung und Entziehung dieser Liebesgaben auf das kindliche Triebleben einen bestimmenden Einfluß zu gewinnen. Liebe zu spenden und zu entziehen, darin besteht die große Macht der Mutter, mit der sie das Kind zu Triebverzichten zwingen kann. Erst später kommt das väterliche Erziehungsmotiv, die Strafe, als direkte Zufügung von Unlust zur Geltung. So erweist sich die Mutter eher als Lustquelle, der Vater als erster Vertreter des harten Realitätsprinzips. Erst, wenn das Kind die vollständige Abhängigkeit von der Mutter allmählich verliert und immer mehr zu einem selbständigen Wesen wird, reicht das Erziehungsprinzip der Liebesprämie und Entziehung von Liebe nicht mehr aus, und es tritt die Strafe als unmittelbare Zufügung von Unlust an ihre Stelle. Je unabhängiger das Kind von der Mutter wird,

umso mehr verliert das Geliebtwerden an Bedeutung, da das Kind nun allein für seine Lustbefriedigungen sorgen kann und nicht mehr ausschließlich auf das Geliebtwerden angewiesen ist. Jetzt erst wird das Machtwort der Strafe als hemmender Faktor nötig.

Angst vor Strafe und vor Liebesverlust — auch das ist ja nur eine besondere Form der Strafe — sind die beiden Erziehungsfaktoren, sie bleiben auch später für den Erwachsenen die hauptsächlichsten Regulatoren des Trieblebens. Der Triebverzicht auf Grund bewußter Einsicht spielt neben diesen beiden emotionalen Momenten — wie die analytische Erfahrung zeigt — eine recht bescheidene Rolle. Das Streben nach Lust und nach Vermeidung von Unlust ist die elementare Grundlage aller Anpassungen.

Diese Überlegungen enthalten die stillschweigende Berücksichtigung der Tatsache, daß bei jeder Triebeinschränkung eine mächtigere triebeinschränkende Außenwelt den schwächeren Triebansprüchen gegenübersteht, mag diese einschränkende Instanz Natur, Erzieher, sozialer Führer oder stärkere soziale Klasse heißen. Dieser Prozeß der Triebeinschränkung, die Anpassung an eine mächtigere einschränkende Instanz, führt zu einem Gleichgewichtszustand, in dem der sich einschränkende seelische Apparat gerade nur das unbedingt nötige Quantum an Verzicht leistet, um dafür die größtmögliche Sicherheit für die übrigen Triebbefriedigungen zu erhalten. Jeder soziale Rechtszustand bedeutet einen solchen Gleichgewichtszustand zwischen Triebverzicht und zugesicherten Befriedigungen, eine Art Vertrag zwischen triebeinschränkenden Instanzen und Triebansprüchen des einzelnen. Der überaus empfindliche gefühlsmäßige Regulator dieses Gleichgewichtszustandes ist das Gefühl der Gerechtigkeit. Es ist keineswegs auf der Kenntnis der Rechtsbestimmungen aufgebaut, was Ihering im „Kampf ums Recht“ bereits klar erkannte, es ist ein rein instinktiv funktionierender Indikator, etwa mit der Angst oder, wie Ihering meint, mit dem Schmerz vergleichbar. Wie die Angst die drohende Gefahr signalisiert, so reagiert der Gerechtigkeitssinn auf jede Bedrohung der erlaubten Triebbefriedigungen, die durch Triebverzichte so bitter erkauft wurden. Der Mensch empfindet mit einer erstaunlichen Genauigkeit, wenn seine erworbenen Rechte — und jedes Recht ist einmal erworben worden — irgendwie bedroht oder geschmälert werden, und reagiert auf den Rechtsbruch auch seinerseits sofort mit der Kündigung des Vertrages, mit Aufhebung der bisher geleisteten Triebeinschränkungen. Und so entsteht die Regression von Triebhemmung zum Triebdurchbruch.

Die Empfindlichkeit des Rechtsgefühls, dessen Verletzung fähig ist, Massen zu entzünden, erklärt sich noch besonders daraus, daß der Vertrag zwischen einer schwächeren und einer stärkeren Partei geschlossen wurde. Das Ich, das den Triebverzicht nur mühsam dem Drängen seiner Triebanforderungen abringt, bringt der mächtigeren Instanz — der Gemeinschaft — dieses Opfer nur in Erwartung einer Gegenleistung, deren Wesen wir in dem Geliebtwerden erkannt haben. Die sozialen Äußerungen dieses Geliebtwer-

dens sind Anerkennung, Achtung, die ganze Stufenleiter von der jedem Bürger zustehenden persönlichen Freiheit bis zu den höchsten Auszeichnungen. Diese Gegenleistungen erleichtern das Ertragen der Einschränkung persönlicher Souveränität. Und um diese Gegenleistungen werden der ungerecht Behandelte und mit ihm alle Gemeinschaftsgenossen, denen das gleiche widerfahren könnte, betrogen. Der Triebverzicht wurde also für nichts geleistet. So entsteht die Empörung mit dem trotzigen Entschluß, sich für alle geleisteten Verzichte in schrankenlosem Ausleben der bisher eingeschränkten Triebe schadlos zu halten.

Darum wirkt es so aufreizend, wenn der Unschuldige durch ein Fehlurteil wie ein Verbrecher behandelt wird, aber auch, wenn in der Härte eines Urteils die Willkür des Machthabers zum Vorschein kommt. Dichter bearbeiten gern die besonders empörende Situation, in der gerade dem Rechtschaffenen, der in der Erwartung auf den endlichen Sieg der Gerechtigkeit lange geduldig schweigt, ein Unrecht widerfährt. Doch diese trotzige Geduld eines Michael Kohlhaas enthält die unheimliche Stille vor dem Sturm. Hinter ihr verbergen sich die Gewitterwolken sich aufbäumender Triebe.

Der Kleistsche Held ist ein tragisches Opfer dieses gesetzmäßigen Vorganges der Triebregression bei verletztem Rechtsgefühl. Die Korruptheit der Machthaber erschüttert die Macht ihrer inneren Vertreter, der hemmenden moralischen Kräfte, und so wird der Mensch zum Spielball der entfesselten Triebe. Michael Kohlhaas, der Rechtschaffene, der Unrecht lange genug ertragen hat, wird zum Plünderer, Räuber und Mörder, nachdem seine Hoffnung auf Wiedergutmachung des an ihm verübten Unrechts endgültig schwindet. Mit der Erschütterung seines Vertrauens zu den weltlichen Autoritäten schwindet gleichzeitig auch die Macht seines Über-Ichs. Das Volk sieht aber in ihm den Vorkämpfer der Gerechtigkeit. Nur Luther erkennt hinter dem Gewand dieses Rechtsfanatismus den Haß, der seine Handlungen im Grunde bestimmt.

Aber es ist keine Willkür dichterischer Phantasie, kein literarisch-technischer Kniff, um die Gemüter zu bewegen, und auch kein Zufall, wenn gerade dem besonders Rechtschaffenen solches Unrecht widerfährt. Er ist ja ein Vorkämpfer der abstrakten Idee der Gerechtigkeit, des *fair play,* und sein tapferes Festhalten an der Idee, das zähe Einhalten jener Seite des Vertrages, die i h n verpflichtet, ist das stärkste Hindernis gegen die Willkür der Machthaber, die nun ihrerseits auch gezwungen sind, den Vertrag zu halten. Wenn das Unrecht geschehen soll, so muß der zäheste Verteidiger des Rechts zunächst beseitigt werden. Und so wird er zum heldenhaften Verteidiger jenes unsichtbaren Vertrages zwischen Individuum und Gesellschaft, den die geschriebenen Gesetze, so ausführlich und umständlich sie auch verfaßt sein mögen, nur sehr unvollständig wiedergeben, jenes Vertrages, der dem Individuum den Rest seiner Freiheit als Lohn für die geleisteten Triebverzichte zusichern soll. Scheinbar ein Vorkämpfer des Rechts,

ist er in Wirklichkeit ein Vorkämpfer der Freiheit. Er harrt beim Gesetz aus, um die andere Partei ins Unrecht zu setzen, und dann die Hemmungen des Gesetzes abstreifen zu können.

In den tiefsten Schichten unserer Persönlichkeit, in unserer ursprünglichsten Sehnsucht nach uneingeschränkter Triebbefriedigung fühlen wir alle mit ihm. Seine ungerechte Verurteilung gibt uns die Berechtigung, auch unsererseits die drückenden Fesseln abzustreifen. Die psychologische Wirkung dieser so gern phantasierten Situation zeigt am klarsten, daß der in Gesellschaft lebende Mensch im tiefsten Innern nur darauf lauert, daß die andere Partei als erste den *contrat social* bricht und ihm dadurch die Rückkehr zu seinem ursprünglichen, im Grunde nie aufgegebenen Individualismus ermöglicht.

So erweist sich das Gerechtigkeitsgefühl hinter seiner Maske des Verteidigers des absoluten idealen Rechts als eine infolge der Härte der Realität bescheiden gewordene Form des Lustprinzips, das verzweifelte Wachen des Individuums über den Rest seiner so arg beschnittenen persönlichen Freiheit.

Zur Psychologie des Films

Von Hanns Sachs (Berlin)

Eine „Handlung", gleichgültig ob die eines Romans, Theaterstückes oder Films, besteht aus miteinander verschlungenen psychologischen Zusammenhängen. Der Film kann eine Handlung nur dadurch ausdrücken, daß er psychologische Zusammenhänge sichtbar macht, also innere Vorgänge durch äußerlich wahrnehmbare ersetzt und — möglichst als Bewegung — gestaltet.

Seelische Vorgänge werden am ungezwungensten äußerlich wahrnehmbar, wenn sie sich im Gesichtsausdruck spiegeln. Der nächstliegende Weg für den Film war also der, die Gestaltung in das Ausdrucksvermögen des Schauspielers zu verlegen. Dies erwies sich bald als Irrweg, denn weit stärker und verständlicher als durch Gesicht und Bewegung drückt der Mensch seine Empfindungen und Leidenschaften durch das Wort aus. Der auf Mimik aufgebaute Film bleibt ein stummes Theater, eine Pantomime, ein lächerliches Kreuzungsprodukt ohne die Fähigkeit zur Fortpflanzung und Entwicklung[1]. Damit waren der Mimik enge Grenzen gesteckt; aber was sollte an ihre Stelle treten? Den Menschen im Film künstlich stumm zu machen geht nicht an, aber die Dinge **sind** stumm und man braucht ihnen nicht gewaltsam den Mund zu verschließen, wenn man sich ihrer bedient, um seelische Vorgänge, die sich an ihnen, um ihretwillen, um sie herum abspielen, mit ihrer Hilfe auszudrücken.

1) Inzwischen hat der Film „Die heilige Johanna" von Dreyer bewiesen, daß es in Ausnahmsfällen möglich ist, auch auf diesem „Irrweg" große künstlerische Wirkungen zu erzielen.

Dies ist der Weg des modernen Films, aut dem die Russen, besonders Eisenstein im „Panzerkreuzer Potemkin“, am weitesten und konsequentesten vorgeschritten sind.

Der schauspielerische Ausdruck ist hier nur eines unter vielen Hilfsmitteln, um eine Wirkung zu steigern, die schon von anderswoher festgelegt sein muß. Der Mensch steht gleichberechtigt zwischen den leblosen Dingen und wird ebenso wie sie der Träger der Handlung, aber nur soweit sich bei ihm seelische Vorgänge abspielen, die vor oder jenseits der Sprache stehen; damit treten die Reflexbewegungen, aber noch weit mehr jene kleinen unbeabsichtigten, von Freud als Symptom- oder Fehlhandlungen beschriebenen Ausdrucksbewegungen in den Mittelpunkt des Interesses.

Nach Freud sind diese kleinsten, an und für sich unauffälligen und unbedeutenden Bewegungen wie etwa das Fallenlassen oder Verlieren einer Sache, das gedankenlose Spielen mit irgend einem kleinen Gegenstand, das Vergessen oder Versäumen einer sonst mechanisch vollzogenen Handlung im höchsten Maße aufschlußreich über die inneren Erlebnisse eines Menschen, über seine Wünsche und Affekte, und zwar sogar über solche, von denen er nichts oder noch nichts weiß. Durch die eben geschilderten Bedingungen der Ausdruckstechnik des Films getrieben, haben alle bedeutenden Regisseure solche und ähnliche Dinge als wesentliche Ausdrucksmittel im Film benützt; die meisten sicherlich ohne von der theoretischen Erfassung der Bedeutsamkeit dieser Dinge etwas zu ahnen.

Die Übereinstimmung der Künstler und Dichter aller Zeiten mit den Grundsätzen der Psychoanalyse ist uns schon lange bekannt. Es braucht uns nicht zu wundern, daß der Film diese große Tradition auf seine Weise übernimmt und fortsetzt.

1) *„Panzerkreuzer Potemkin“ von Eisenstein*

Ein Freund erzählte mir, nachdem er den Film Eisensteins zum dritten oder vierten Mal gesehen hatte, daß ihn eine Stelle darin ganz besonders stark berührt habe, ohne daß er verstehe, woher die Wirkung komme. Es sei das die Stelle gewesen, wo auf Befehl des Kapitäns das Segeltuch auf Deck getragen wird. Mitten in dieser Handlung erscheint ganz kurz, auf höchstens eine Sekunde der Kopf des Flügelmannes der zur Erschießung kommandierten Wache, der sich einen Augenblick zur Seite dreht. Irgend ein besonderer Ausdruck ist dem Kopf nicht gegeben, wäre mit Rücksicht auf die Kürze des Bildes für den Zuschauer auch nicht wahrnehmbar. Da mein Freund in Filmfragen außerordentlich wohlerfahren und sachverständig ist, so reizte es mich, dem Rätsel dieser Wirkung auf den Grund zu gehen und als ich mir den Film das nächste Mal ansah, schenkte ich dieser Stelle besondere Aufmerksamkeit. Ich hatte bald erkannt, warum diese an und für sich gleichgültige und nebensächliche Handlung so wirksam ist. Man ver-

gegenwärtige sich die Situation: Auf der einen Seite die Wache in Habtachtstellung, fest, eisern, unbewegt, durch den Zwang der Disziplin mechanisch gebunden — auf der anderen Seite das wirre Durcheinander der zwischen Wut, Verzweiflung und lang geübtem Gehorsam hin und her getriebenen Matrosen. Wenn der Kommandant das Segeltuch bringen läßt, beginnt die letzte Steigerung der Spannung und unsere Teilnahme konzentriert sich in der bangen Frage, was stärker sein wird, das menschliche Leid oder der Zwang der Disziplin. Wird die Wache schießen oder nicht? Wenn in diesem Augenblick einer von der Wache, die wir bis dahin nur als eine durch den Drill des Einzellebens entblößte maschinenhaft funktionierende Gesamtheit kennen gelernt haben, sich als Einzelwesen von der Masse ablöst und durch eine Bewegung, die ihm gehört und nicht von der Disziplin befohlen ist, seine menschliche Anteilnahme an den Vorgängen — er blickt sich nach dem vorbeigetragenen Segeltuch um — wenn auch noch so leise zu erkennen gibt, so ist das die erste Antwort auf unsere Frage. Es beweist, daß auch die Wache, als Gesamtheit eine fühllose Maschine, aus einzelnen des Mitleids fähigen Menschen besteht und wir beginnen zu hoffen.

Für den Aufbau dieses großen Spannungsmomentes ist es von höchster Wichtigkeit, daß das Umschlagen im Augenblick der höchsten Gefahr bei dem Kommando „Feuer" plötzlich und unerwartet geschieht. Nur dadurch wird jene Wirkung der gewaltsamen Entspannung erreicht, die jeden Zuschauer mitreißt. Diese explosive Wirkung muß aber für den Zuschauer nur scheinbar plötzlich, in Wirklichkeit sehr gut vorbereitet sein. Irgend etwas in ihm muß das Ereignis gehofft, geahnt, vorausgesehen haben, weil es ihm sonst als eine vom Himmel gefallene Errettung, als ein Deus ex machina innerlich fremd bliebe. Der Eindruck der großen seelischen Befreiung tritt nur dann ein, wenn sie einem vorher bestehenden qualvollen Hinundhergeschaukeltwerden zwischen Angst und Hoffnung ein plötzliches Ende setzt. Der Zuschauer muß diese Wendung der Dinge erwarten, ohne von seiner Erwartung selbst zu wissen. Zu den Hilfsmitteln, durch die eine solche unbewußte Erwartung vorbereitet und genährt wurde, gehört dieser Kopf. Gewiß haben von den Millionen Zuschauern des „Potemkin" nur wenige die Kopfbewegung auch nur bemerkt und trotzdem hat er auf alle ebenso gewaltig gewirkt wie auf meinen Freund. Hier ist der Film eine Art psychologische Zeitlupe, d. h. er zeigt uns Dinge, die im Leben ebenso sind, aber sich dort unserer groben Beobachtung entziehen, deutlich und nachweisbar.

2) *„Mutter" von Pudovkin*

Auch hier handelt es sich darum, ein Spannungsmoment richtig vorzubereiten. Der Sohn sitzt im Gefängnis, die Mutter will ihm bei der Sprechstunde einen Zettel zustecken, der ihm den Weg zur Freiheit weist. Die beiden sprechen miteinander durch ein Gitter und die Aufgabe der Mutter besteht darin, die Aufmerksamkeit der Kontrollorgane zu täuschen und den

Zettel unbemerkt dem Sohn in die Hände zu schmuggeln. Es sind zwei Aufsichtspersonen da. Auf der Seite der Mutter sitzt ein Beamter an einem Tisch, der tut, was eines Aufsichtsbeamten Pflicht ist — er schläft: von ihm hat die Mutter also nichts zu befürchten. Aber auf der anderen Seite steht mit aufgepflanztem Gewehr der Wachtposten, der den Sohn zu der Unterredung gebracht hat und ihn wieder zurückführen wird, ein Bauernlümmel mit ausdruckslosen Zügen, der schon aus Ermangelung irgend eines andern interessanten Objektes unverwandt auf die Beiden starrt. Der Regisseur könnte nun die Spannung dadurch herbeiführen, daß die Mutter einigemale versucht, den Zettel durchzustecken und die Hand wieder zurückzieht. Er könnte dies durch Großaufnahmen der Hand auch hinreichend betonen, aber er fand eine andere, genialere Lösung. In nächster Nähe des Wachsoldaten steht eine Schüssel mit dicker Milch und hier findet sich ein anderes Objekt, das seine Aufmerksamkeit anzieht. In die Schüssel ist ein Insekt geraten, eine Schabe, die sich bemüht, sich herauszuretten. Der Soldat sieht zu, wie es dem Käfer nach einigen Anstrengungen gelingt, den rettenden Rand des Gefäßes zu erreichen. Nun stößt er ihn grinsend mit seinem Finger zurück und diesen Augenblick benützt die Mutter, um den Zettel in die Hand des Sohnes zu schieben. Hier ist die Spannung dadurch erreicht, daß sie auf eine Nebenhandlung verschoben ist, auf etwas scheinbar ganz Kleines und Nebensächliches, an dem doch ein Menschenleben hängt. Aber wie beziehungsreich ist diese Nebenhandlung gewählt! Sie gibt uns zunächst im kleinen ein Bild des Milieus, der schauderhaften Zustände im Gefängnis, wo jede Nahrung verunreinigt und verseucht ist; dann aber wiederholt sie wie zufällig genau die Haupthandlung: Es geht hier wie dort um einen Gefangenen, der sich befreien will und zurückgestoßen wird. Aber was dem einen, dem Insekt, den Untergang bringt, gibt dem anderen, dem Sohn, den ersten Schritt zur Befreiung. Das ist nicht nur ein Kontrast, sondern gleichzeitig eine Vorahnung. Er ist in Hände gefallen, aus denen es keine Befreiung gibt, die mitleidlos jeden, der sich schon gerettet wähnt, wiederum zurückstoßen. Damit präludiert diese Episode der Haupthandlung, denn auch der Sohn fällt später unter den Kugeln der Soldaten, gleich nachdem er dem Gefängnis entflohen ist. Die Beziehungen der beiden Handlungen sind aber noch tiefer. Sie reichen hinab in eine Tiefe, wohin ihnen nicht mehr der Verstand wohl aber das Gefühl des Zuschauers folgen kann. Die Milch ist das Symbol der Mutter als das erste und wichtigste Geschenk, das die Mutter dem Kinde gibt und das die Beiden als Gebende und Empfangende auf ewig verknüpft. Das Insekt, das in der Milch ertrinkt, weist nicht nur darauf hin, daß es für den Sohn keine Befreiung gibt, sondern auch darauf, daß er nicht in dem harten und schmutzigen Gefängnis zugrundegehen, sondern als Befreier in den Armen seiner Mutter sterben wird. So ist durch eine kleine Nebenhandlung der tiefste und eigentliche Gefühlsinhalt des Kunstwerkes angedeutet und vorweggenommen.

3) „Drei Frauen" von Lubitsch

Ein junger Lebemann ist, um ihres Geldes willen, der Liebhaber einer alternden Frau geworden. Was er in dieser Hinsicht von ihr haben wollte, hat er bereits erreicht und er legt nun keinen Wert mehr darauf, sie noch weiter von seiner Liebe zu überzeugen. Sie aber weiß davon noch nichts, will nichts davon wissen und bietet sich dem Widerstrebenden immer wieder an. Das ist eine außerordentlich heikle Situation, die zu zeigen selbst auf dem Theater nicht ganz leicht wäre; für den Film, wo das unmittelbar Gesehene, durch kein Wort umschrieben und verschleiert, unvergleichlich brutaler wirkt, ist es eine fast unlösbare Aufgabe. Wie hat der Regisseur es möglich gemacht, diese Situation doch filmisch zu gestalten, ohne von ihrer Prägnanz irgend etwas zu opfern?

Die beiden sitzen nebeneinander auf dem Divan; die Frau drückt sich an den Mann, liebkost ihn, tändelt an seinem Anzug. Ihre Hände umschließen seinen Hals. Spielerisch zupft sie an seiner Krawatte und zieht sie schließlich heraus, so daß sie über die Weste herabhängt. Der Mann schiebt sie wieder in den Westenausschnitt hinein, und bringt so den Anzug wieder in tadellose Ordnung.

Hier ist der Ausdruck sehr viel einfacher und kürzer. Es handelt sich auch nicht um eine Spannung, sondern nur darum, etwas an und für sich Unausdrückbares durch die Verschiebung auf ein kleines Detail ausdrückbar zu machen. Die Frau sagt: „Zieh dich aus", und der Mann: „Ich will nicht", aber die Handlung ist doch so gehalten, daß beide noch so tun können, als ob sie das Verhalten des anderen für eine bloße Spielerei müßiger Finger hielten. Der Mann will nicht verstehen, was die Frau will, die Frau nicht sehen, daß der Mann sie nicht verstehen will, aber der Zuschauer schätzt die kleine Episode nach ihrem wahrem Wert ein und weiß in einem Augenblick besser Bescheid, als wenn es ihm durch einen langen „Titel" erläutert worden wäre. Für ihn ist der Vorgang deutlich genug und dies „Verschieben auf ein Kleinstes" ist grade wieder eines jener Ausdrucksmittel, von denen Freud zuerst nachgewiesen hat, daß sich das Unbewußte der Menschen überall, z. B. im Traum und im Witz ihrer bedient, ohne ihr Vorhandensein anerkennen zu wollen. Der Film scheint ein neuer Weg zu sein, um den Menschen diese Anerkennung abzuzwingen.

Dazu kommt noch etwas, was dem Bewußtsein des Zuschauers allerdings ferne bleibt, aber vielleicht doch in seiner Affektreaktion weiterschwingt; die volle Erklärung wird erst durch die sexualsymbolische Bedeutung der Krawatte gegeben, die Freud in seiner „Traumdeutung" (Gesammelte Schriften, Bd, III. S. 72) mitteilt.

Anspielung und Entblößung
Von Theodor Reik (Berlin)

„Die Fliege, die nicht geklappt sein will, setzt sich am sichersten auf die Klappe selbst."
Lichtenberg.

I

Die Technik der Anspielung, von Freud auch als „indirekte Darstellung" bezeichnet, ist nicht auf den Witz beschränkt. Sie erscheint in Wort und Bild im politischen und gesellschaftlichen Leben, in der Konversation des Alltags und in der wissenschaftlichen Diskussion häufig ohne die Charaktere des Witzigen. Für die witzige Anspielung ist es wesentlich geworden, daß sie am Wortlaute hängt. In den meisten Fällen ergibt die Analyse der witzigen Anspielung, daß sie den Ersatz einer Auslassung darstellt. Die Arten dieses Ersatzes sind mannigfaltig. Wählen wir als Beispiel das Bruchstück eines Gespräches, das der „Simplizissimus" eine junge Dame und einen Herren führen läßt: die Dame: „Was, jetzt schlafen Sie noch bei offenem Fenster? Huh, bei der Kälte könnte ich es nicht aushalten!" — „Ja, liebes Fräulein, dann würde ich die Fenster natürlich schließen".

Das klingt zuerst wie ein Mißverständnis: die Dame will sagen, sie könnte bei offenen Fenstern in ihrem Zimmer nicht schlafen. Der Herr faßt aber ihre Aussage so auf, als hätte sie gesagt, sie könnte bei offenen Fenstern in seinem Zimmer nicht schlafen. Wir bemerken natürlich sofort, daß das Mißverständnis ein absichtliches ist: das Wörtchen „dann" („dann würde ich die Fenster natürlich schließen") deuten auf den ausgefallenen, d. h. nicht direkt ausgedrückten Gedanken hin. Die Technik dieses Witzes ist die der Darstellung durch ein Kleinstes. Der im Hintergrund stehende Gedanke wird auf ein Detail, das des Offenhaltens oder Schließens der Fenster, verschoben. Es sei sogleich bemerkt, daß dieselbe Anspielungstechnik sich auch in Witzen findet, die anderen Tendenzen dienen. Hier ein Witz aus dem politischen Milieu, der zeigt, mit wie geringen Mitteln die Anspielung ihr Ziel erreicht. Während der Verhandlungen des Obersten Rates in Cannes soll Lloyd George einmal sein schönes Phlegma verloren und sich plötzlich gegen seine französischen Kollegen gewendet haben: *„Ah, vous autres, Français, vous êtes des vaniteux; mais prenez garde: entre la vanité et le ridicule il n'y a qu'un pas!"* *„Oui, le Pas de Calais"* warf Briand nachlässig ein. Das Ziel dieses Witzes wird durch ein Wortspiel erreicht, das, an sich harmlos, in den Dienst aggressiver Tendenzen gestellt wird.

Bei jenen Witzen, die sich auf sexuelle Themen beziehen, umfaßt die Anspielung das weite Feld zwischen der groben Zote bis zum geistreichen Ausspruch, vom Wink mit dem Zaunpfahl bis zur unauffälligsten Andeutung. Der achtzigjährige Dichter Fontenelle hob einer schönen jungen Dame einen Fächer auf, ohne ein Wort oder eine Bewegung des Dankes von ihr zu erhalten. In sanftem Tone sagte er seiner Nachbarin: „O Madame, wie sehr verschwenden Sie Ihre Kälte!" Dieser in so geistreicher Form ausgedrückte Vorwurf will sagen, wie häufig eine demonstrativ kühle Haltung gegenüber dem Manne darauf berechnet ist, ihn nur mehr anzuziehen. Die Galanterie gebietet es oft wie in diesem Falle, eine unangenehme Wahrheit zu versüßen. So gelingt es manchmal, eine Abweisung durch ein Kompliment auszudrücken. Mme de Stael wünschte zu wissen, ob Talleyrand ihr eine andere Dame vorziehe. Da sie es lange nicht klar zu entscheiden wußte, fragte sie einmal den Diplomaten direkt: „Wenn Mme X und ich ins Wasser fielen, welche von uns beiden würden Sie retten?" — „O Madame, ich weiß, daß Sie ausgezeichnet schwimmen." Man spricht vergebens viel, um zu versagen, aber manchmal wird solche Versagung leichter ertragen, wenn es wie hier gelingt, sie witzig anzudeuten, ohne viel zu sprechen.

Will man dem Wesen der Anspielung psychologisch näherkommen und sucht man die Bedingungen, welche ihre Lustwirkung bestimmen, zu beschreiben, so entdeckt man überrascht, daß man dabei immer wieder Ausdrücke und Bilder gebraucht, die aus einem sehr entfernten Gebiete stammen. Man versucht etwa zu zeigen, daß der Witz seinen Sinn verhüllt und doch enthüllt, spricht von der witzigen Einkleidung eines Gedankens u. s. w. Es kann nicht Zufall sein, daß wir hier Bilder aus dem Rayon der Bekleidung wählen. Sollte sich hier vielleicht ein Weg öffnen, die Natur der Anspielung besser zu verstehen? Die Sprache ist ja so oft klüger als diejenigen, welche sie sprechen. Jedenfalls lohnt es sich, die Spur ein Stück weit zu verfolgen. Sie führt eine gute Strecke abseits von der üblichen Heerstraße ästhetischer Betrachtung.

II

Was immer die Motive gewesen sein mögen, welche die Menschen der Prähistorie zur Bekleidung geführt haben,[1] es kann nicht die Scham gewesen sein. Diese kann sich erst entwickeln, wenn der Wechsel von nackt und bekleidet schon zum Bewußtsein gekommen ist. Sie setzt die Bekleidung

1) Eine nicht publizierte analytische Theorie führt die menschliche Kleidung auf magische Motive zurück und leitet ihren Ursprung von Voraussetzungen, die sich aus dem Totemismus ergeben, ab.

als allgemeine Sitte bereits voraus. Die Scham ist mit der Entblößung verbunden, nicht mit der primitiven Nacktheit.

Die Nacktheit wurde später als unziemlich empfunden, das Bekleidetsein erschien den Menschen als Normalzustand. Sie waren freilich oft gezwungen, daran zu denken, daß sie unter den Kleidern nackt waren. Das ursprüngliche Interesse am weiblichen Körper mußte nun bei der Kleidung verweilen. Viele Fälle von Fetischismus zeigen dem Analytiker, daß dieses affektbetonte Verweilen der Phantasie die Ausbildung fetischistischer Neigungen bestimmen kann[1]. Das Luststreben folgte den Wegen der Hemmung: es bezog sich bald auf die Entblößung, welche die völlige Nacktheit in Aussicht stellte oder vertrat. Die plötzliche Entblößung scheint wirklich einst jene Wirkung gehabt zu haben, die man auch beim Witz wiederfindet. Eine Hemmung wird als überflüssig empfunden und die Ersparung von Hemmungsaufwand wird sich in der Form des Lachens beim Zuschauer Ausdruck verschaffen. Die griechische Sage erzählt, daß Demeter auf der Suche nach ihrer Tochter nach Eleusis gekommen sei. Von Dysaules und Baubo gastfreundlich aufgenommen, verweigerte sie in ihrer tiefen Trauer Speise und Trank. Da hob die Wirtin Baubo plötzlich ihr Kleid und enthüllte ihren Leib, wodurch die Göttin zum Lachen gebracht wurde[2]. (Auf Terakotten, die in Kleinasien gefunden wurden, sieht man Baubo mit dem aufgehobenen Rock dargestellt.) Solche Wirkung der plötzlichen Entblößung ist uns nicht völlig entfremdet, man kann ihre Spuren noch immer in der Entblößung durch das Wort, in der Zote und im Witz wiederfinden.

Die Entblößung, welche diese Wirkung ausübte, muß sich ursprünglich auf das Genitale und den After bezogen haben, erst mit dem säkularen Verdrängungsfortschritt, der eine Verschärfung des Schamgefühles brachte, wurden auch andere Arten von Entblößungen als lustvoll empfunden. Die Intensivierung des Schamgefühles hatte nun zur Folge, daß auch die Entblößung der an das Genitale angrenzenden Körperpartien zum Vorlustziel wurde. Die dem Wege der Voyeurbegierde folgende Phantasie zeichnete nun die Konturen des weiblichen Körpers unter der Hülle nach und jede geringe Entblößung des sonst Bedeckten wurde zum Anlaß, diese Phantasie zu erwecken. Die Entblößungslust, die ihr Ziel nicht ganz erreichen konnte, heftete sich an die einzelnen Stationen. Jedes Detail der Entblößung regte dazu an, sich den nackten Körper vorzustellen. Die Frauenkleidung kam solchem Luststreben entgegen, indem sie

---

1) Freud, Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie (Ges. Schriften. Bd. V).

2) Man vergleiche Salomon Reinach, Cultes, Mythes et Religion. Paris 1912. — Freud hat diese Sage in Beziehung zu bestimmten Zwangsvorstellungen gebracht (Ges. Schriften. Bd. X. S. 241).

bald diesen, bald jenen Körperteil dem Blick freigab. Entblößungen dieser Art, die von der Mode gefördert, ein geringes Stück des Körpers der Neugierde preisgeben, kann man psychologisch mit gutem Recht mit der Anspielung vergleichen. Das Wesen der Anspielung besteht nämlich im Hinweis auf einen verdeckten Zusammenhang durch Enthüllung eines Elementes, das auf das verborgene Ganze deutet. Solcher Art sind auch jene partiellen Entblößungen, wie sie die Frauenkleidung bietet (das Dekolleté, der kurze Rock usw.).

Die Anspielung ist eine Art Anregung, welche die Assoziation des Zuhörers oder Lesers in besonderer Art auf einen bestimmten Zusammenhang lenken soll, ebenso wie jene partielle Entblößung dazu anregen soll, den Weg von der Lust an der Enthüllung des Details bis zu der an der völligen Entblößung in der Phantasie zurückzulegen. Beide Erscheinungen bezeichnen einen partiellen Durchbruch eines Verbotes und es ist charakteristisch, daß diese Verbotsaufhebung in der Verschiebung auf ein Kleinstes vor sich geht. Es obliegt dem Zuhörer nun, von jenem Kleinsten aus zu erraten, was hinter der Anspielung steckt. Das Finden dieses Zusammenhanges, das Wiedererkennen, erweckt Lust. Bisher hat sich unser Vergleich nur insoferne bewährt, als er uns zeigte, daß die Vorgänge der partiellen Entblößung und der Anspielung psychologisch parallel laufen. Es besteht ein Verbot hier des Zeigens der Nacktheit, dort der Darstellung einer Triebregung. Die Lust an der Entblößung dort entspricht der Lust am Aussprechen jener verpönten Triebtendenz hier. Da die Durchsetzung dieser Triebtendenz an der primären Stelle nicht möglich ist, wird sie solange verschoben, bis sie sich in Bezug auf ein Detail äußern darf, ohne als grober Triebausdruck abgewiesen zu werden. Die von der Mode vorgeschriebene Entblößung muß zwei Anforderungen zugleich gerecht werden: sie soll sowohl die Exhibitionslust als auch die Gebote der Schicklichkeit ein Stück weit befriedigen. Sie soll die Nacktheit zeigen, aber auch verbergen. Ebenso die Anspielung in der Rede oder im Bilde: sie soll genügend deutlich sein, um den Leser oder Zuhörer einen verhüllten Zusammenhang erraten zu lassen, sie soll indessen nicht überdeutlich sein, weil sonst Abweisung oder Verurteilung zu gewärtigen sind.

III

Was bisher gesagt wurde, bezieht sich auf das Wesen der Anspielung überhaupt; uns ist hier aber die spezielle Anspielung im Witz wichtig. Kann uns jener Vergleich noch ein Stück weiter führen und uns dem Verständnis der witzigen Anspielung näherbringen? Wie mir scheint, ist dies nicht unmög-ch. Die Anspielung im Witze entsteht, indem man demonstrativ etwas verdeckt und dadurch die Aufmerksamkeit und die Lust des Erkennenwollens

darauf lenkt. Eine Dame, die den Ausschnitt des Kleides oder den Rock, der sich nach oben verschoben hat, zurechtrückt, gehorcht den Geboten des Anstandes, die ihr seit Kindheit gelehrt wurden und die dann zum inneren Gebot wurden. Jedermann weiß, daß solche schamhafte Korrektur sich manchmal gut mit den entgegengesetzten Tendenzen zu einer eigenartigen Kompromißleistung verbinden kann. Dieselbe Bewegung, die sie durchführen soll, lenkt die Aufmerksamkeit des Anderen auf die vorher nicht beachtete Entblößung. Dies ist nun genau dasselbe, was die witzige Anspielung tut. Sie besteht in einem demonstrativen Verdecken, das die Aufmerksamkeit auf sich lenkt und die Phantasie zur völligen Enthüllung reizt.

Freud bemerkt, daß der Witz umso feiner wird, je größer das Mißverhältnis zwischen dem in der Zote direkt Gegebenen und dem von ihr mit Notwendigkeit Angeregten ist. Auch die Frauenkleidung wird umso „reizvoller", mit je geringerem Ausmaß von Entblößung es gelingt, im Manne die Vorstellung der völligen Nacktheit hervorzurufen. Auch hier ist jenes wechselvolle Spiel zwischen Verhüllen und Enthüllen wirksam, das je nach Zeit und gesellschaftlichem Milieu verschiedene Formen annimmt. Je strenger die Anforderungen der Schamhaftigkeit sind, eine umso geringere Entblößung kann genügen, jene spezifische Voyeurlust zu erwecken. Je größer die Prätentionen des Schamgefühles sind, umso weniger ist dazu notwendig, solche Freude auszulösen. So ist die witzige Anspielung umso wirksamer und umso feiner, je mehr es ihr gelingt, mit dem geringsten Ausmaß der Enthüllung zu arbeiten und der Phantasie doch den freiesten Spielraum zu geben, d. h. je mehr sie verhüllt läßt. „*Every picture tells a story*". Die witzige Anspielung wird in diesem Sinne besonders lustvoll sein, wenn der Zeichner imstande ist, mit möglichst wenigen Strichen den Betrachter zur Vorstellung jener Geschichte zu bringen.

Von hier ist nur noch ein Schritt zu einer weiteren Aufklärung über das Wesen der witzigen Anspielung. Bestimmte Erfahrungen der analytischen Praxis lassen erkennen, daß der Anblick der Nacktheit der Frau die Libido vieler Männer schwächt und hemmt, ja in einzelnen Fällen die Entwicklung einer libidinösen Erregung aufzuhalten vermag. Die Psychoanalyse kann dann nachweisen, daß diese Störung durch den Kastrationskomplex bedingt ist, welcher das weibliche Genitale unbewußt einer Wunde gleichsetzt und den Mann für die Intaktheit seines eigenen Geschlechtsteiles fürchten läßt. Ich kenne einige Fälle, in denen Männer ihre volle Potenz nur erreichen können, wenn die Frauen teilweise bekleidet bleiben; wenn ihre sexuelle Partnerin nackt ist, versagen sie oder ihre Potenz erweist sich zumindestens als kapriziös. Man darf es aussprechen, daß eine ungeahnt große Anzahl von Männern in ihrem Liebesleben manifest oder latent zu dem hier bezeichneten Typus gehören.

Wenn so die Nacktheit, deren Anblick ursprünglich das Triebziel der Voyeurtendenzen war, nicht mehr libidoerregend wirkt, so wird in einer Anzahl der Fälle auch eine Fixierung an eine infantile Voyeursituation vorliegen, deren Inhalt eine partielle Entblößung des Frauenkörpers war. Beide Motive führen einzeln oder in ihrer Kombinierung zu der Wirkung, daß nicht der nackte, sondern der teilweise entblößte Frauenkörper libidoerregend wirkt. Die Nacktheit muß wenigstens partiell bedeckt werden, damit jene spezielle Sexualbedingung erfüllt oder angedeutet erscheint. Man erinnert sich der Stiche Felicien Rops', auf denen der Künstler seinen nackten Frauenfiguren ihren Hut, ihre Strümpfe oder ihren Kopfschmuck läßt, um den Eindruck der Nacktheit zu dem libidinös erregenderen der Entblößung zu steigern. Die Frauen haben mit ihrem feinen sexuellen Instinkt diese besonderen Liebesbedingungen geahnt und auf sie in ihrer besonderen Art in Abwehr oder Entgegenkommen reagiert. Ich führe zum Beweise eines solchen weiblichen Verständnisses eine Stelle aus einem Roman von Anatole France an, in der dieser Frauenkenner eine typische weibliche Reaktion dieser Art schildert: „Er kam wieder zu ihr, nahm sie in seine Arme und überhäufte sie mit Liebkosungen. Binnen kurzem sah sie ihre Kleider in solcher Unordnung, — daß abgesehen von allen anderen Gefühlen — schon das Schamgefühl ihr geboten hätte, sie abzulegen" („Monsieur Bergeret à Paris").

Man findet die analoge psychische Konstellation im Witze dort, wo das Thema als solches dazu reizt, sexuellen oder feindseligen Gefühlen eine Ausdrucksmöglichkeit zu geben. Wird ein solcher Ausdruck vom Zuhörer erwartet, so muß die Anspielung besonders fein in der Form sein oder sich auf eine überraschende Art einstellen, um die Lustwirkung zu gewährleisten. Die witzige Anspielung setzt die Verhüllung voraus; wo sich die Gefahr der nackten Tatsachenfeststellung ergibt, muß sie erst den Zusammenhang verschleiern, damit eine Entblößung stattfinden kann. Ein Beispiel: ein Kritiker schrieb über die noch immer erfolgreiche Diva X in einem Premièrenbericht: „Frau X ist keine gute Sängerin, sie ist keine gute Schauspielerin und keine gute Tänzerin, sie ist nur eine gute Vierzigerin". Die Technik dieses ungalanten Witzes, dessen Grausamkeit nur durch die gezierte Jugendlichkeit und Anmaßung jener Sängerin entschuldigt werden kann, ist einfach: Doppelsinn mit Anspielung. Wir sind darauf vorbereitet, daß der Kritiker in seiner Aggression fortfahren wird; statt dessen setzt er nun anscheinend eine positive Aussage. Dann erst erkennen wir ihren wirklichen Sinn: das Lob, das er der Diva spendet, verwendet das Wort „gut" doppelsinnig und die darin enthaltene Anspielung soll die Sängerin nur noch mehr herabsetzen. Hier ist also die Verhüllung deshalb angebracht, um jene spezifische Steigerung der Lustwirkung zu produzieren, die

durch die vorangegangene Aggression notwendig geworden ist. Hätte der Kritiker seinen Angriff in der früheren Art fortgesetzt, so wären wir ernst geblieben, ja hätten sogar Mitleid mit jener Sängerin empfunden. Die witzige Anspielung verwandelt hier, um zu unseren Vergleich zurückzukehren, die Lust an der Nacktheit in Lust an der Entblößung. Dieselbe Wirkung erreicht die Anspielung auch, wo sie sich eines anderen Mechanismus der Steigerung bedient wie in folgendem Beispiele: der Wiener Schriftsteller Saphir, der als Jude geboren war, trat zuerst zum Katholizismus über und nahm dann nach einiger Zeit den protestantischen Glauben an. Über die Gründe eines so überraschenden Glaubenswechsels gefragt, antwortete er: „Sehen Sie, als Jude hat Gott mich gesehen, ich aber habe ihn nicht gesehen; als Katholik habe ich Gott gesehen, aber er hat mich nicht gesehen; als Protestant sieht er mich nicht und ich seh ihn nicht." Die Meinung dieses Ausspruches ist klar: im Judentum ist die Allgegenwart Gottes vorgesehen, das Anfertigen von Bildern der Gottheit aber ist untersagt. Im Katholizismus gibt es zahlreiche Bilder Gottvaters und Gottsohnes, man kann sie sehen, aber diese Bilder sind nichts Lebendes: sie selbst sehen den Beschauer nicht. Im Protestantismus braucht man sich überhaupt um Gott nicht zu bekümmern, er ist ausgeschaltet und das ist das Bequemste. Durch die Vorerzählung sind wir darauf gefaßt, von Saphir Äußerungen des Zweifels an der Vollkommenheit der betreffenden Religionen zu hören. Wir bekommen sie auch zu hören, aber erst die Steigerung in der Aussage über das Wesen des Protestantismus löst diejenige Lustwirkung aus, die dem Witz eigen ist. Die kunstvolle Verhüllung in der Anspielung, welche auf eine potenzierte Blasphemie hinausläuft, bringt diese Wirkung hervor. Ein ausgezeichnetes Beispiel solcher Anspielungsart, welches die Notwendigkeit der indirekten Darstellung besonders dort zeigt, wo eine Kraßheit vorangegangen ist, findet sich bei Anatole France in dem Roman „La Révolte des Anges". Dort wird erzählt, wie der in einen Menschen verwandelte Engel Arcade und Herr Gaetan einander am Krankenbette des jungen Aristokraten Maurice begegnen. Man spricht zuerst über Religion und Philosophie. Im Laufe der langen Unterhaltung wurden dabei Zoten gesagt, die nach des Dichters Beschreibung „nicht bloß einen Sergeanten ... sondern sogar eine Pariserin hätten erröten lassen." Die Anspielung durch Steigerung dient hier wie so oft im Witze der Absicht der Herabsetzung.

Nicht immer ist der Witz in seiner Anspielung so böswillig wie in den zuletzt angeführten Beispielen. Er kann sich auch sanfter und liebenswürdiger über Menschliches und Göttliches äußern. Vielleicht ist es schicklich, diesen kleinen Beitrag mit einem Beispiel zu schließen, in dem die Anspielungstechnik in den Dienst so freundlicher Regungen gestellt wird. In Paris erzählte man

unlängst folgende reizende Geschichte: ein Herr hatte mit dem frommen und kunstfreundlichen Abbé Mugnier, der Huysmans und andere Freigeister wieder zum Christentum zurückgeführt hat, eine Unterhaltung über Anatole France. „Glauben Sie“ fragte er, „daß unser guter Meister jetzt im ewigen Höllenfeuer röstet?“ — „Ach nein“, antwortet der alte Priester, „sicherlich hat Gott seine Bücher gelesen“.

Das Problem Führer und Masse und die Psychoanalyse

Von

Richard Behrendt

Das Ziel, das sich dieser kleine Versuch setzt, ist, die Bedeutung der psychoanalytischen Forschung, ihrer Methode und ihrer Resultate für die Untersuchung der sozialen Beziehungen zwischen dem Führer eines sozialen Gebildes und dessen übrigen Angehörigen zu erkennen. Diese Aufgabe ist eine soziologische. Ihre Lösung ist weitgehend abhängig von Erkenntnissen, die die Sozialpsychologie vermittelt. Es wird für uns daher notwendig und wichtig sein, zu zeigen, wie die Psychoanalyse zu der bisherigen Sozial- und speziell Massenpsychologie steht, in welchen Punkten sie sich von ihr scheidet, zu welchen für uns relevanten Ergebnissen sie gelangt und ob sie Probleme löst, deren Aufhellung der bisher maßgebenden Massenpsychologie nicht gelungen war. Dann kann, darauf aufbauend, versucht werden, Konsequenzen auf soziologischem Gebiete zu ziehen.

Der Ursprung und die wohl auch heute noch grundlegende Bedeutung der Psychoanalyse ist in der Psychopathologie und der Individualpsychologie zu suchen. Die Psychoanalyse stellt ihrem Wesen und der Anschauung ihrer Begründer nach eine Heilmethode dar. Es scheint geraten, sich diese Tatsache wieder einmal vor Augen zu führen. Denn wenn man die schon heute außerordentlich weit verzweigte Literatur, die von psychoanalytischer Seite ausgeht und diejenige, kaum weniger umfangreiche, die sich kritisch mit ihr beschäftigt oder sie irgendwie auszuwerten bestrebt ist, zu überschauen versucht, so erhält man den Eindruck, es mit einer schlechthin alle menschlichen Lebensgebiete umfassenden

geistigen Strömung zu tun zu haben. Es ist klar: die Psychoanalyse ist aus einer Heilungsmethode für den psychisch kranken Menschen zu einer nichts unbeeinflußt lassenden, vieles zutiefst aufwühlenden neuen Seh- und Auffassungsart vom Menschen überhaupt geworden. Diese Entwicklung mußte wohl, der Konstellation der Zeit entsprechend, eintreten. Ob sie berechtigt ist und ob sie von Dauer sein wird, — darüber haben wir selbstverständlich nichts zu sagen.

Die Beschäftigung mit der Welt des Sozialen liegt der Psychoanalyse an sich sehr nahe. Das wird evident, sobald man die Bedeutung berücksichtigt, die der sozialen Umwelt von der psychoanalytischen Theorie für den Ablauf der Triebschicksale des Einzelmenschen zugesprochen wird: stellt sie doch den die Verdrängung, bezw. Sublimierung verpönter Wünsche erzwingenden Faktor dar. „Die Verdrängung ist ihrem Wesen nach auch eine gewaltsame Dressur des Individuums im Dienste der Gesellschaftsorganisation" (Kolnai, Psychoanalyse und Soziologie, S. 49). Demnach wird selbst eine über den bloßen Heilungsprozeß kaum hinausgehende rein psychoanalytische Betrachtung an der gesellschaftlichen Situation, die das Heilungsobjekt bildende Individuum umgibt, nicht uninteressiert bleiben können.

So lag eine Weiterverfolgung der in der Psyche des Neurotikers aufgespürten Fäden in den Bezirk ihrer Provenienz, in das Soziale, nahe. Mit fortschreitender Konsolidierung der Psychoanalyse wurde dann auch begonnen, andere Wissensgebiete durch Anwendung psychoanalytischer Erkenntnisse auf sie zu fördern, wobei natürlich stets die Absicht mitsprach, auch auf diese Weise die praktische Brauchbarkeit der neuen Richtung zu erweisen und sie vor weiteren Kreisen zu legitimieren.

Psychoanalyse und Massenpsychologie

Was nun die Massenpsychologie betrifft, so ist von vorneherein festzustellen: die Psychoanalyse erstrebt keine Ersetzung, sondern Vertiefung und Ausbau der bisherigen Massenpsychologie. Und wir dürfen uns gestehen, daß das etwas dringend notwendiges ist. Die junge Disziplin der sogenannten Massenpsychologie hat — wir denken dabei in erster Linie an Le Bons berühmtes und auch in Deutschland so einflußreiches Buch — in deskriptiver Hinsicht zweifellos hervorragendes geleistet. Sie gab uns eine Fülle lebendiger — wenn auch noch keineswegs erschöpfender — Beobachtungen über die sich bei einer Vergesellschaftung einer Vielzahl von Menschen herausbildenden psychischen Phänomene. Den Zentralpunkt aller dieser Beobachtungen und zugleich die Legitimierung einer selbständigen „massen"psychologischen Betrachtung überhaupt stellt immer wieder die Tatsache dar, daß der einer Masse (in dem von uns bald festzulegenden Sinne) angehörende Mensch eine radikal andere psychische und damit auch äußere

Grundhaltung aufweist als im Einzelzustand. Aus diesem — im übrigen ja allgemein bekannten — Phänomen zogen die Sozialpsychologen in seltener Einmütigkeit den Schluß, es existiere eine „Massenseele", ein „Kollektivbewußtsein", das das individuelle Bewußtsein, die individuelle Denkfähigkeit des Einzelnen, sobald er in die Masse eintrete, suspendiere und sich an deren Stelle setze. Der Einzelmensch wird in der Masse äußerst leicht beeinflußbar, in einem Grade, der auf Suggestion hinzudeuten scheint, er scheint einer intensiven Ansteckung durch seine Massengenossen zu unterliegen und er verliert offenbar das ihm im normalen Zustand mehr oder weniger eigene Verantwortungsgefühl für seine Handlungen vollkommen. Diese drei Momente werden in ähnlicher Form von Le Bon wie Sighele und McDougall festgestellt. Die Folgerung auf soziologischem Gebiet ist die sehr schwerwiegende These: das Individuum geht in der ihn aufnehmenden Masse auf — sie ist das primäre, übergeordnete, er das sekundäre, untergeordnete. Wir führen von den Soziologen, für deren System diese Ansicht von großer Bedeutung ist, nur Vierkandt und Theodor Geiger an.

Nun sollte es von vorneherein klar sein, daß die Annahme einer solchen „Massenseele", die an die Stelle der Einzelseelen tritt, unmöglich der Weisheit letzter Schluß sein kann. Sie kann vielleicht als Hilfskonstruktion gute Dienste leisten (obwohl wir auch dies bezweifeln möchten), — wollte man sie aber darüber hinaus gelten lassen, so verfiele man jenem verhängnisvollen „Mystizismus, der seelische Vorgänge außerhalb von Seelen, die immer einzelne sind, stellen will" (Georg Simmel, Soziologie, S. 557). Es ist prinzipiell genau dieselbe Erscheinung, wenn die Sozialpsychologen für jede ihnen auffallende Begleiterscheinung in irgendeinem Vergesellschaftungsgebilde einen „Trieb", einen „Instinkt" konstruieren. Da gibt es z. B. (bei Vierkandt) einen „Unterordnungsinstinkt" und manche Amerikaner nehmen vier Kategorien von „Wünschen" an, die zur Bildung von Vergesellschaftungen führen (vergl. v. Wiese, l. c. S. 38/39). Diese Triebe und Wünsche, die an den Stellen jeder sozialpsychologischen Betrachtung auftauchen, die man sich anscheinend nicht tiefer erklären kann, sollen also die Kräfte darstellen, deren Wirken das Entstehen der „Massenseele" zu verdanken ist, die den einzelnen Empfindungsträger in ihren Bann ziehen, ihn seiner Persönlichkeit berauben und ihm jene Merkmale aufoktroyieren, die wir eben kennengelernt haben. Solche Klassifizierungen und Fiktionen mögen durchaus notwendig sein, ungefährlich sind sie u. E. nur dann, wenn man sich darüber klar ist, daß ihre Feststellung fast völlig im Bereich der Deskription bleibt: sie setzt an Stelle besonders ausgeprägter Verhaltungsweisen der Massenangehörigen Benennungen, die diese Verhaltungsweisen verdeutlichen, aber nicht erklären. Hier erst müßte die Analyse beginnen, die es sich zum Ziel setzt, „die psychischen Wechselwirkungen zwischen den zu einer Masse vereinigten Individuen und die Modifikationen, die die Seele des einzelnen

dadurch erfährt, zu untersuchen" (V l e u g e l s, Wesen und Eigenschaften der Masse, S. 71) und die daher bestrebt sein muß, möglichst wenige eindeutige psychische Grundkomponenten aufzuzeigen. Und h i e r s e t z t d i e P s y c h o a n a l y s e e i n.

Die hier grundlegende Publikation ist F r e u d s zuerst 1921 erschienenes Buch „M a s s e n p s y c h o l o g i e u n d I c h - A n a l y s e" (Ges. Schriften, Bd. VI, S. 259 ff.). Die Freudsche Massenpsychologie verdient diese Bezeichnung, das sei sofort gesagt, nur in dem Sinne, daß sie sich mit in einer Masse vergesellschafteten Menschen beschäftigt. Sie bleibt ihrer Methode nach völlig I n d i v i d u a l psychologie, — muß es naturgemäß bleiben. Und wenn sie Erfolge zeitigte, so liegt gerade hierin die Hauptursache, wie wir glauben möchten und wie wir im folgenden zu zeigen versuchen werden. Sie kam dadurch nämlich nicht in die Gefahr, wie ihre Vorgänger eine Kollektivseele anzunehmen und sich nun auf diesen leichtverdienten Lorbeeren auszuruhen. Sie überträgt vielmehr auch auf dieses Gebiet unbeirrt ihre Einstellung „auf den einzelnen Menschen und verfolgt, auf welchen Wegen derselbe die Befriedigung seiner Triebregungen zu erreichen sucht" (Freud, VI, 261). Mit anderen Worten: daß der Mensch mit seiner Teilnahme an einer Kollektivhandlung eine Befriedigung irgendwelcher Triebregungen erstrebt, ist für die Psychoanalyse selbstverständliche Voraussetzung. Da der zentrale und alles beherrschende Trieb aber die Libido ist, so folgt daraus, „daß Liebesbeziehungen (indifferent ausgedrückt: Gefühlsbindungen) auch das Wesen der Massenseele ausmachen" (Freud, VI, 288). (Der Gebrauch des Terminus „Massenseele" durch Freud ist, wie wir sehen werden, rein sprachtechnisch bedingt.) Die spezielle Fragestellung lautet demnach: welche libidinösen Beziehungen kommen für die Massenangehörigen in Frage, um sie zum Zusammenschluß und Zusammenhalt zu veranlassen? Freud antwortet: in erster Linie die libidinöse Fixierung der einzelnen Empfindungsträger an den Führer. Damit ist schon die überragende Stellung angedeutet, die die Psychoanalyse der Gestalt des F ü h r e r s für Entstehung und Existenz der Masse zuweist. Jeder Einzelne in der Masse ist durch I c h i d e a l e r s e t z u n g, die ihrerseits auf zielgehemmter Objektlibido beruht, an den Führer gebunden. Den Sinn dieser These werden wir uns vorerst zu verdeutlichen haben: Jede zielgehemmte libidinöse Fixierung ist von einer Idealisierung des geliebten Objektes begleitet, die ursprünglich nur dazu dient, die Tatsache der Nichterreichung des Zieles, nämlich der direkten Sexualbefriedigung durch eine auf allseitige Vorzüge des geliebten Objektes gerichtete Verherrlichung vor sich selbst zu verschleiern oder doch in ihrer Bedeutung zu dezimieren. Diese Idealisierung kann nun, je unwahrscheinlicher die direkte Sexualbefriedigung wird, wachsen und die ursprünglich ganz sinnliche Fixierung für das Bewußtsein des Idealisierenden völlig zurückdrängen. Dadurch wird also das geliebte Objekt in der Auffassung des Liebenden ungeheuer überragend über das eigene Ich, sein Narzißmus wird weitgehend eingeschränkt zugunsten der „Hingabe" an das idealisierte

Objekt. Das Extrem dieser Entwicklung ist erreicht, wenn das geliebte Objekt sich an die Stelle des Ichideals gesetzt hat (Freud, VI, 313). Was ist das Ichideal? Es stellt die außerordentlich wichtige Instanz dar, die, gesondert vom realen Ich, alle Forderungen der Außenwelt an dieses gleichsam repräsentiert und zur Geltung zu bringen sucht. Dieses Idealich, das als „Zensur" für die an die Außenwelt drängenden Triebregungen fungiert, verpönte von dem Eintritt ins Bewußtsein zurückweist und damit die Verdrängung bezw. Sublimierung in die Wege leitet, wird bei dem Vorgang der Ichidealersetzung als solches für einen bestimmten, mehr oder weniger umfassenden Bezirk ausgeschaltet und aus der eigenen Individualität auf die Persönlichkeit des in Frage kommenden Objektes — in unserem Falle also des Führers — übertragen. Infolgedessen fällt jede Kritikfähigkeit diesem gegenüber und gegenüber den eigenen, von ihm inspirierten Handlungen fort.

Das der Masse angehörende Individuum also sieht in seinem Führer sein schlechthin absolutes Ideal. Diese psychische Situation nun ermöglicht erst die zweite, für die Entstehung und Existenz der Masse ebenso bedeutsame: Alle einzelnen Massenangehörigen identifizieren sich untereinander infolge ihrer auf die gleiche Person bezogenen Ichidealersetzung und des Glaubens, daß umgekehrt der Führer für alle das gleiche intensive Gefühl hege. Diese Illusion — denn das ist sie natürlich — ist Voraussetzung für die Identifizierung der Massenmitglieder untereinander und damit überhaupt für die Massenexistenz — was ohne weiteres klar erscheint, wenn man die vorhergegangenen Gedanken akzeptiert. Wir kommen demnach zu dem vorläufigen Ergebnis: Massenbildung beruht auf zwei notwendig verbundenen psychischen Hauptprozessen, deren zweiter aus dem ersten resultiert: 1) Ichidealersetzung durch die Person des Führers, d. h. völlige Aufgabe individuellen Denkens, Wollens und Handelns zugunsten des vom Führer diktierten. 2) Identifizierung mit allen sich in der gleichen psychischen Situation befindlichen Individuen unter selbstverständlicher Annahme völliger Gleichheit auch in anderen Hinsichten. (Daß sich alle diese Vorgänge natürlich im Unbewußten abspielen und sich höchstens in Symbolen manifestieren, sei hier nur der Sicherheit halber wiederholt.)

Fragen wir uns zunächst: was ist mit der Freudschen Deutung des psychischen Habitus der Masse für die Erklärung der ihr eigentümlichen Merkmale gewonnen? Wir skizzierten sie vorhin schon: Die offenbare Verantwortungslosigkeit der Massenmitglieder für ihre Handlungen. Das ist sehr einfach durch den Fortfall des permanenten sozialen Zwanges erklärt, der normalerweise die asozialen Triebe, die nun freie Bahn finden, der Verdrängung unterwirft. Diese Erkenntnis ist übrigens nicht neu, denn auch Le Bon deutet das Phänomen schon derartig, wenn natürlich auch nicht mit Hilfe der psychoanalytischen Terminologie (Le Bon l. c. S. 14). Die beiden übrigen Merkmale aber versucht Le Bon als „Orientierung der Ge-

danken und Gefühle in derselben Richtung durch Suggestion und Ansteckung" (S. 16) zu definieren und zugleich zu erklären, ohne jedoch deutlich zu sagen, von wem diese Suggestion und Ansteckung ausgehen soll. Freud übernimmt den (auch in der übrigen Massenpsychologie ja eine große Rolle spielenden) Suggestionsbegriff. Aber er zeigt auch den Urheber auf: den Führer, und er vertieft ihn, indem er ihn als Auswirkung der Ichidealersetzung erkennt. Die Hypnose der Masse, ausgehend vom Führer, ist ihm völlig identisch mit der Hypnose in der normalen Form zwischen zwei Personen. Deshalb spricht er auch von der „Masse zu zweien", d. h. eben dieser hypnotischen Beziehung, wo der eine Partner die Rolle des Führers, der andere die der Masse spielt (VI, 314), eine Bezeichnung, die oft mißverstanden wurde. Nun ist das Wesen der Masse, wie wir gesehen haben, mit der hypnotischen Beziehung Führer-Masse noch nicht erschöpft. Ergänzend tritt zu ihr die „Ansteckung", die „gegenseitige Induktion", wie Mc Dougall sie nennt, also offenbar eine Beziehung zwischen den Massengliedern, zwischen einander gleichgestellten und als solche von der Suggestion zu trennen. Hieraus folgt die Annahme, daß diese Ansteckung als höchstgesteigerte Fähigkeit, die Affekte der übrigen Massenangehörigen aufzunehmen, eine Folge und Begleiterscheinung der Identifizierung darstellt.

Somit könnte man wohl annehmen, daß die Phänomene, die seither immer zur Konstruktion der berühmten „Massenseele" zu zwingen schienen, nämlich „eine gemeinsame seelische Verfassung, welche die Individuen zu übereinstimmenden Geistesakten prädisponiert" (Geiger, Die Masse und ihre Aktion, S. 180), durch die auf dem Boden der Individualpsychologie bleibende Psychoanalyse erklärt sind. Danach wäre, streng genommen, eine selbständige Disziplin Massenpsychologie nicht zu halten. Nun kommt für uns eine Kritik vom psychologischen Standpunkt natürlich nicht in Frage. Wir werden vielmehr die Thesen Freuds, nachdem wir sie jetzt in knappster Form kennen gelernt haben, auf ihre Anwendbarkeit für soziologisches Denken zu prüfen und in soziologischer Betrachtung eventuell zu ergänzen versuchen.

Soziologische Terminologie

Zuerst drängt sich uns die Frage auf: Gibt es denn, wenn der Führer eine so entscheidende Rolle für die Masse spielen soll, überhaupt keine Massen ohne Führer? Die Beobachtung scheint einer solchen Annahme doch zu widersprechen. Und der Versuch, diese Frage zu beantworten, wird uns zunächst zu einigen prinzipiellen Erörterungen führen. Wir müssen uns nämlich darüber klar sein, daß Freud in seinem kleinen Buch keineswegs etwa eine systematische Dartellung der Masse vom psychoanalytischen Standpunkt gibt oder geben will. Er gibt vielmehr nichts als einige tiefschürfende aber eng auf das Spezialproblem begrenzte Anregungen,

die viele Fragen offen und der Weiterführung weiten Spielraum lassen. Und so versucht er auch nirgends eine Abgrenzung und Unterteilung dessen, was er unter „Masse“ versteht. Das hat er übrigens mit fast allen seinen Vorgängern in der Massenpsychologie gemeinsam, die z. T. dicke Bücher geschrieben haben, ohne diesen von der Soziologie gestellten bescheidensten Forderungen zu genügen. Le Bon z. B. versteht unter Masse schlechthin jede Vielheit von Menschen, wenn er auch häufig einzelne, fortwährend wechselnde spezielle Vergesellschaftungen damit bezeichnen will. Wir glauben, daß gerade dieser fast völlige Mangel jeglicher klaren Terminologie viel zu der Verworrenheit und Ungeklärtheit im sozialpsychologischen Lager beigetragen hat. Unsere Aufgabe wird es nunmehr sein, klar und deutlich zu bestimmen, was wir unter Führer und Masse im Sinne und im Rahmen dieses Versuches verstehen.

Wir schränken den hier zur Erörterung kommenden Begriff des Führers auf den (nach Max Weber) mit Charisma behafteten Führer ein und lassen Max Webers Definition hier folgen: „Charisma soll eine als außeralltäglich . . . geltende Qualität einer Persönlichkeit heißen, um derentwillen sie als mit übernatürlichen oder übermenschlichen oder mindestens spezifisch außeralltäglichen, nicht jedem andern zugänglichen Kräften oder Eigenschaften oder als gottgesendet oder als vorbildlich und deshalb als ‚Führer‘ gewertet wird. Wie die betreffende Qualität von irgendeinem ethischen, ästhetischen oder sonstigen Standpunkt aus ‚objektiv‘ richtig zu bewerten sein würde, ist natürlich dabei begrifflich völlig gleichgültig: darauf allein, wie sie tatsächlich von den charismatisch Beherrschten, den ‚Anhängern‘, bewertet wird, kommt es an“ (Wirtschaft und Gesellschaft, S. 140). Wir glauben also die Lehren der psychoanalytischen Massenpsychologie wenn auch nicht ausschließlich, so doch in erster Linie auf diesen Führertyp beziehen zu sollen. Wenn wir in dieser Untersuchung trotzdem von den beiden übrigen Führertypen Max Webers, dem rational und dem traditional legitimierten (vgl. a. a. O. S. 124) ganz absehen, so mag dies vielleicht als eine unberechtigte und dem Thema Zwang antuende Einengung erscheinen. Wir wollen damit die Herausarbeitung, die ja doch immer eine „idealtypische“ sein muß, möglichst eindeutig, wenn damit auch einseitig gestalten. Außerdem stellt doch nun einmal der charismatische Führer den Führer kat'exochen dar. Fast nur die als außeralltäglich geltende Persönlichkeit wird sich als geeignetes Objekt für die Ichidealersetzung erweisen, wird fähig sein, in solchem Maße den Kristallisierungspunkt des Fühlens und Wollens einer Vielzahl von Menschen zu bilden, wie die Psychoanalyse bei ihrem Führertyp feststellt. Einiges davon ist schon in dem Hinweis Webers enthalten, daß „das Charisma die Quelle seiner Wirksamkeit in dem Glauben der Beherrschten findet“ (a. a. O. S. 765). Gewiß wird auch der traditionale Führer (der sich also in der Regel als erblicher Inhaber einer Herrschaftsposition erweisen wird) unter Umständen dazu befähigt sein, aber doch stets — solange er

nur kraft traditionaler Legitimierung Führer ist — fußend auf der Autorität des Begründers der Tradition, der immer ein charismatischer, außeralltäglicher Führer ist.

So wäre also unser Führerbegriff an Hand der so deutlichen Max Weberschen Definition abgegrenzt. Umgekehrt steht es mit dem der „Masse". Hier werden wir — sofern wir in ihr, wie bisher, die Antithese zum Führer begreifen — keine Einschränkung, sondern eine Ausweitung über den üblichen Sprachgebrauch hinaus vornehmen müssen. Nun ist u. E. der Terminus Masse in diesem Sinne, als die Bezeichnung der Geführten, schlecht gewählt. Die Wahl rechtfertigt sich nur durch das Fehlen eines wirklich umfassenden Ausdruckes. „Masse" nämlich bedeutet uns andererseits einen ganz bestimmten Typ menschlicher Vergesellschaftung, und zwar, nach einer Definition L. v. Wieses, dem wir uns in der folgenden Unterteilung der sozialen Gebilde anschließen, „ein lockeres zwischenmenschliches Gefüge oder Beziehungsgebilde . . ., das sich aus einer Menge für kurze Dauer zu einer einheitlichen Kette von Kollektivhandlungen bildet, wenn die Situation entsprechende alle Teilnehmnr mehr oder weniger beherrschende Affekte auslöst" (Allgemeine Soziologie, Teil 2, Gebildelehre, S. 104).[1] Dieses spezielle Gebilde also bezeichnen wir, abweichend von unserem bisherigen Modus, wo wir alle Geführten darunter verstanden, als Masse. Hiervon streng zu scheiden ist die soziale Gruppe. Die Gruppen sind im Gegensatz zu der stets unorganisierten, kurzlebigen und beständig affektbetonten Masse zwischenmenschliche Gebilde „von solcher verhältnismäßiger Dauer und verhältnismäßiger Einheitlichkeit . . ., daß man die in ihnen verbundenen Menschen als relativ zusammengehörig betrachtet" (v. Wiese, l. c. S. 128). War die Masse eine durchaus konkrete, an Raum und Zeit gebundene Erscheinung, so ist die Gruppe erheblich weniger konkret und z. B. nicht mehr unbedingt auf räumliches Vereintsein für ihre Funktion angewiesen. Ihr Ende erreicht diese Entwicklung bei den sogenannten abstrakten Kollektiva, die, weitgehend von Raum und Zeit unabhängig, wie schon ihr Name sagt, den höchsten Grad von Abstraktheit, der für zwischenmenschliche Gebilde möglich ist, erreicht haben. Dies dokumentiert sich auch in der Tatsache, daß sie von ihren Mitgliedern als Individuen relativ unabhängig sind. Ihr Prototyp ist der Staat. Da diese Termini hier nur als Hilfsmittel herangezogen werden, müssen wir es bei diesen ganz kurzen Bemerkungen bewenden lassen und hoffen, daß ihre Bedeutung noch durch die Anwendung klarer ersichtlich werden wird.

---

1) v. Wiese unterscheidet neben dieser, von ihm akute oder konkrete Masse genannten noch eine latente oder abstrakte Masse, wie dies auch andere Soziologen, z. B. Geiger, wenn auch z. T. unter anderen Bezeichnungen tun. Abgesehen davon, daß wir diesen letzteren Massenbegriff nicht als solchen anerkennen können, ist er auch für unsere Zwecke irrelevant.

Diese terminologischen Vorbemerkungen waren unbedingt erforderlich. Wir wissen jetzt, daß es sich darum handelt, die Beziehungen, die den charismatischen Führer mit dem sozialen Gebilde verknüpfen an Hand der psycho analytischen Sozialpsychologie zu untersuchen und können uns wieder der von uns oben gestellten Frage zuwenden: gibt es keine führerlosen Massen? und weiter: besteht für alle von uns eben kurz skizzierten sozialen Gebildetypen die Möglichkeit der Anwendung der Freudschen Theorie? Wir sehen nunmehr ohne weiteres, daß, wenn überhaupt die Möglichkeit einer führerlosen Masse besteht, sie nur für die Masse im engeren, oben definierten Sinne in Frage käme. Denn sie allein stellt ja ein soziales Gebilde dar, dessen Besonderheit gerade im Fehlen jeder Organisation seiner Mitglieder besteht. Vergegenwärtigen wir uns kurz die typische Genesis einer Masse. Wir werden dadurch am leichtesten zur Beantwortung unserer Frage gelangen und zugleich eine gedrängte Betrachtung der Führerfunktion bei den verschiedenen Vergesellschaftungstypen überhaupt einleiten.

Masse wird sich in den meisten Fällen aus einer Menge herausbilden. Unter einer Menge verstehen wir eine räumlich versammelte Vielheit von Menschen, die untereinander in keinen direkten Beziehungen stehen. Die Voraussetzung der Umwandlung aus Menge in Masse ist das Entstehen eines einheitlichen affektiven Willens bei diesen zusammenbefindlichen Menschen. Dieser Wille, der stets auf die Beseitigung eines Unlusterzeugenden Objektes gerichtet ist — also in der Zielsetzung immer rein negierend ist — kann durch die Einwirkung einer Persönlichkeit auf die Menge erweckt werden. Nur erweckt — nicht hervorgerufen werden, denn irgendwelche Vorbedingungen müssen gegeben sein, z. B. allgemeine Unzufriedenheit wegen großer Teuerung. Nun kann diese beeinflußende Persönlichkeit — vorläufig ist sie noch nicht mehr — die an sich zur Negierung bereite Stimmung der Menge sammeln und konzentriert auf irgendein ihm genehmes Objekt lenken. Voraussetzung hierfür ist in erster Linie, daß das Objekt konkret und jedem leicht vorstellbar ist, keineswegs braucht es mit der Ursache der hier angenommenen Unzufriedenheit in irgendeinem inneren Zusammenhang zu stehen; es könnten also z. B. in diesem Falle als solches sowohl die Regierung fungieren, wie etwa die Kapitalisten, die Juden oder die Franzosen, sofern stets nur einer dieser angeblich verursachenden Faktoren genannt wird, auf die der negierende Wille ungeteilt gelenkt wird. Nie darf mit „einerseits—andererseits" operiert werden. Gelingt es dem Beeinflußer, eine Vielzahl der von ihm bearbeiteten Individuen mit diesem einheitlichen affektiven Bewußtseinsinhalt zu erfüllen, so ist damit eine Voraussetzung zur Massenbildung gegeben. Der Übergang von der bloßen Menge zur Masse ist jedoch erst dann restlos vollzogen, wenn sich aus dem bloßen

Willen zur Aktivität der Massenakt selbst herausbildet. Allein die Aktion kann Manifestation des gemeinsamen Willens sein. Der Beeinflußer der Menge ist in dem Moment, in dem die von ihm Beeinflußten ihm folgen und sich zu der von ihm inspirierten Massenaktion zusammenschließen, zum Führer — und zwar zum charismatischen Führer geworden. Er hat es durch sein persönliches Einwirken, durch sein Appellieren an ihre affektive Potenz erreicht, daß jedes Massenmitglied in ihm den Repräsentanten seines Willens, sein personifiziertes Ichideal sieht, demgegenüber jede Möglichkeit selbständigen rationalen Handelns völlig entfällt. Daß hieraus die Identifizierung jedes mit jedem ebenso Empfindenden resultiert, wissen wir schon.

Es ist auch eine andere Art der Massenentstehung möglich. Es ist möglich, daß sich die Bildung des einheitlichen Massenwillens ganz spontan als selbstverständliche Reaktion auf eine von außen kommende, als Angriff aufgefaßte Handlung vollzieht. Voraussetzung dafür ist allerdings eine von vorneherein vorliegende weitgehend einheitliche Stimmungslage der Einzelnen in der Menge. Aber auch hier ist der Massenakt nur dadurch möglich, daß eine Persönlichkeit die Initiative ergreift und den übrigen vorangeht. Sie wird zum Führer, wenn sie ihm folgen. Es ist allerdings nicht anzunehmen, daß ein solcher spontaner Führer es längere Zeit bleibt. Seine Funktion bestand nur darin, der angesammelten Spannung, dem gehäuften Willensimpuls der entstehenden Masse die Möglichkeit zur Lösung, zur Umsetzung in Aktivität zu geben. Da dies stets nur durch eine einzelne Person geschehen kann, die für diesen Augenblick zum Führer wird, so muß die Antwort auf unsere Frage: gibt es führerlose Massen? eine verneinende sein, mit dem Vorbehalt, daß der Führer unter Umständen erst relativ spät und nur als Exponent der psychischen Situation auftreten kann. Eine auch nur relativ längere Dauer einer derartigen ganz spontan entstandenen Massenaktion ist jedoch nicht wahrscheinlich. Dabei müssen wir uns überhaupt der Tatsache erinnern, daß eine Masse ein kurzlebiges Gebilde darstellt. Sie wird sich — das liegt in ihrer Natur — relativ bald auflösen, oder in eine Gruppe umwandeln. An beiden Metamorphosen hat der Führer entscheidenden Anteil.

Die Auflösung der Masse kann durch äußere Gewalt erzwungen werden. Hier stoßen wir auf das Phänomen der Panik. Der Tatbestand ist hierbei der, daß die Furcht vor Gefahr die Massenmitglieder scheinbar zum Auseinanderlaufen veranlaßt. Dieser Satz gibt aber natürlich wieder nur eine Beobachtung wieder, keine Erklärung. Freud bemerkt sehr richtig: „Es gehört geradezu zum Wesen der Panik, daß sie nicht im Verhältnis zur drohenden Gefahr, oft bei den nichtigsten Anlässen ausbricht" (VI, 293). Daher muß die Erklärung lauten: Nicht — wie bisher angenommen — die die Masse zusammenhaltenden Affekte unterliegen der Angst vor der Gefahr, sondern die Angst tritt erst dann ein, ja die Gefahr wird über-

haupt erst dann als solche wahrgenommen, wenn die libidinösen Bindungen sich gelockert haben. Die Ursache wird in der Regel der Verlust oder das Versagen des Führers sein. Hieraus erklärt sich die bekannte Tatsache, daß eine revolutionäre Aktion, so lange sie sich noch im Massenstadium befindet, durch die Unschädlichmachung der Führer überraschend schnell niedergeschlagen werden kann. Nun hat der Führer die Chance, die Auflösung der Masse auch selbst herbeizuführen, indem er deren Libidobindung an sich rückgängig zu machen und jedem Einzelnen volle Bewußtseinsfähigkeit zurückzugeben sucht: er „ernüchtert" sie. Es ist allerdings auch möglich, daß die vorhandene Erregung der Empfindungsträger in solchen Fällen von einem anderen ausgenutzt wird und die libidinöse Fixierung nur ihr Objekt wechselt.

Eine noch bedeutsamere Rolle spielt der Führer bei der Umwandlung der Masse in eine Gruppe. Im Normalfall wird jeder Führer — sofern er nicht Interesse an einer rechtzeitigen Auflösung der Masse hat — bestrebt sein, durch Organisation und feste Bindung der ihm Folgenden an seine Person seine Stellung zu konsolidieren und in gewisser Hinsicht nach außen hin zu legitimieren. Das führt schnell zur Gruppenbildung, denn Organisation und Funktionsverteilung sind die beiden wesentlichen äußeren Merkmale der Gruppe gegenüber der Masse. Alles deutet bei ihr darauf hin, daß es sich um ein relativ dauerndes Gebilde mit subjektiv klargesetztem Ziel handelt, in dem die Beziehungen der Mitglieder zueinander und die des Gebildes zu der Außenwelt relativ feste, traditionell bestimmte Formen annehmen. Und das führt zu der ohne weiteres einleuchtenden Konsequenz, daß je ausgeprägteren Gruppencharakter ein Vergesellschaftungsgebilde annimmt, destomehr der charismatische Führer als solcher zurückgedrängt und schließlich völlig überflüssig wird. So wenig es eine führerlose Masse geben kann, umsomehr führerlose Gruppen und erst recht führerlose abstrakte Kollektiva gibt es — so paradox diese Behauptung auch klingen mag. Vorausgesetzt ist dabei natürlich unsere Gleichsetzung des Führerbegriffes mit dem des charismatischen Führers. Denn je dauernder (oder genauer: je mehr auf Dauer eingestellt) und umfangreicher ein ursprünglich charismatisch begründetes und geführtes soziales Gebilde ist, desto schneller und zwangsläufiger wird sich eine Gliederung herausbilden, die in festen, vorgeschriebenen Formen die Funktionen dieses Gebildes erfüllt (oder wenigstens zu erfüllen scheint) und auf die Erfordernisse des Alltags eingestellt sein muß. So tritt Bürokratie und Berufsbeamtentum, d. h. — zugespitzt und generalisierend — Durchschnitt an Stelle der engeren Gefolgschaft des Führers, der Auserwählten, die unter seinem direkten Einfluß handelten. Gleichzeitig verwandelt sich das Wir, der Führer und seine Gefolgschaft, in ein Es, z. B. den Verein oder den Staat. Der Zweck der Vergesellschaftung, die Verfolgung der vom Führer gesetzten Ziele deshalb, weil er sie gesetzt hat, tritt mehr und mehr zurück

hinter der Organisation, dem Gebilde als solchem, das letzlich Selbstzweck wird.

Diese mit fast naturgesetzlicher Notwendigkeit eintretende Entwicklung kann man in allen historischen Epochen und an allen Untertypen der Gruppen und abstrakten Kollektiva verfolgen. Ursprünglich wird dem Führer um seiner selbst, um seiner Persönlichkeit willen gefolgt, nicht etwa der Richtigkeit seines Zieles wegen — das haben wir gesehen. In der Gruppe wird sich früher oder später das Bedürfnis nach einer rationalen Begründung der Gefolgschaft vor sich selbst und vor der Außenwelt bemerkbar machen: ihr tut der Glaube genüge, daß man einer Idee folge, die überpersönlich, möglichst auch überzeitlich sei, und der sich alle, auch der Führer, zu beugen hätten. Die Begründung der Verantwortungslosigkeit des Individuums wird vom Führer auf diese Idee „übertragen", in deren Namen, wenn auch äußerlich wohl auf Befehl des Führers der Individualethik als sündhaft geltende Handlungen geschehen. (Auch Scheidung von Individual- und Gruppenmoral setzt in diesem Stadium ein.) Diese Entwicklung kann nur proportional zu dem Wachsen und der Festigung der Organisation fortschreiten. Die Organisation umgibt schließlich die Massenglieder mit einem festen, immer unlösbarer werdenden Ring, so daß die libidinöse Bindung an den konkreten Führer für die Identifizierung der Mitglieder untereinander immer entbehrlicher wird. Der Führer wird immer mehr zum Delegierten der Gruppenangehörigen und zum bloßen Repräsentanten der Gruppe nach außen. Das Extrem ist erreicht, wenn auch die Fiktion der metaphysischen Idee zurücktritt hinter der nun immer mehr um sich greifenden, längst von äußerer Regelung zu innerer Diktatur fortgeschrittenen Organisation. Das Gebilde, der Verein, die Kirche, der Staat (denn für die Kollektiva gilt das Gesagte prinzipiell ebenso) ist nunmehr Selbstzweck. Es gibt keinen Führer mit seiner Gefolgschaft mehr, sondern es gibt nur noch eine streng hierarchisch gegliederte, traditional und rational legitimierte Bürokratie, deren Laufbahn bis in die Details geregelt ist. „Führer" ist jetzt, wer ein entsprechendes Amt innehat, z. B. die Chargen „vom Feldwebel aufwärts" für die Kompagnie oder der Parteivorsitzende, der von einem kleinen Kreis innerhalb der Gruppe „gewählt" wird. Führertum ist jetzt eben ein Amt, von dem angenommen wird, daß an es der dazu benötigte Verstand gebunden sei, nicht mehr eine durchaus irrational bedingte urpersönliche Bindung an den (natürlich subjektiv so empfundenen) außeralltäglichen, den Überdurchschnittsmenschen.[1]

Die durch den Fortfall des charismatischen Führers frei gewordene Libido der Mitglieder hat sich dem Gebilde selbst, also dem Geschöpf des Führers,

---

1) An diesen Tatsachen kann auch z. B. Curt Geyer nichts ändern, der alle die, die das Fehlen politischer Führer im heutigen Deutschland beklagen, damit tröstet, daß es ja sozialdemokratische Parteivorsitzende und Gewerkschaftssekretäre gäbe. Trotzdem bemerkt er an anderer Stelle ganz richtig, das „Führerschaft die Wechselbeziehung zwischen dem einzelnen und seiner an ihn glaubenden Gefolgschaft" sei. (Führer und Masse in der Demokratie, S. 24.)

zugewandt. Es bildet sich jene „Vergottung“ des Staates, des Bundes usw. heraus, die für alle unpersönlich gewordenen Zeitalter so bezeichnend ist. Nun kann das Ichideal tatsächlich durch das Gebilde, die Tatsache der Vergesellschaftung mit der ihr zugrunde gelegten Idee oder — bei vorgeschrittener Organisationsstufe — dem Verhaltenskodex ersetzt sein. Er bildet zuletzt das Ideal, er formt das Äußere und Innere des Individuums und bestimmt seinen Habitus in einem unerhört hohen Grade. Aus der gemeinsamen unbedingten Hingabe an diese Kräfte resultiert die Identifizierung der Mitglieder untereinander ebenso wie ursprünglich aus der Hingabe an den persönlichen Führer. Auf die abstrakten Kollektiva kann u. E. die Freudsche Theorie nur in dieser Form angewandt werden. Denn mindestens im Normalzustand pflegt in ihnen eine intensive und direkte Einwirkung einer führenden Persönlichkeit auf ihre Angehörigen unmöglich zu sein. Ihr bloßes, scheinbar für die Ewigkeit berechnetes Dasein, der äußere Bau ihrer Organisation und die daraus resultierende Autorität ihrer Institutionen beanspruchen für sich schon alle zur Verfügung stehende Bindungspotenz. Nur in Ausnahmezeiten kann dies alles, durch einen der Panik analogen psychischen Vorgang, — den wir hier nun nicht mehr zu betrachten brauchen, — wankend, unsicher geworden, hinter einer Ausnahmepersönlichkeit zurücktreten, deren Funktion dann notwendig eine derjenigen in der Gruppe entsprechende ist: die Herbeiführung von Alltagszuständen.

In den außeralltäglichen Situationen jedoch und besonders in allen organisatorisch weniger fortgeschrittenen Gruppen, wird der Führer, besonders wenn er zugleich Gründer ist, immer fast seinen unumschränkten charismatischen Einfluß ausüben. Das gilt namentlich für alle Gruppen, die ihrer Natur nach weniger nach Betätigung in der Öffentlichkeit als nach geistigen Zielen hin tendieren. Bei derartigen Gruppen, z. B. religiösen Sekten, philosophischen jüngerhaften „Kreisen“ usw. stoßen wir oft auf die interessante Erscheinung eines sekundären Führers, der nach dem Tode des „Meisters“, also des Gründers und Führers, die Führerschaft übernimmt. Hier wird sich eine eigenartige Spaltung der Führerfunktionen ergeben: das Ichideal wird stets der tote Meister auf sich beziehen. Infolge der Unmöglichkeit jedoch, die jeweiligen Handlungen und Meinungen seiner Willenskundgebung zu unterwerfen (soweit sie schriftlich niedergelegt ist, wird sie diesem Zweck nur unvollkommen entsprechen) und den daraus resultierenden Meinungsverschiedenheiten wird die Gefolgschaft entweder zerfallen: Die eine Partei erkennt nicht mehr die Ichidealersetzung der anderen als an den toten Führer gebunden an und identifiziert sich demnach nicht mehr mit ihr. Oder, im anderen möglichen Falle, formt der sekundäre Führer — gleichsam der Statthalter auf Erden — sofern er eine dafür geeignete Persönlichkeit darstellt, das Ichideal als das nunmehr allein gültige zu einem Abstraktum, einer Lehre nach seinen Intentionen um. Es wird geheiligtes Dogma, das nunmehr als der Diskussion entzogenes festes Ichideal

fungiert. Als das bedeutendste Beispiel dafür, daß ein offiziell sekundärer Führer durch die Stabilisierung und Umformung des Ichideals nach seinen Intentionen faktisch zum wirklichen Führer wird, kann wahrscheinlich Paulus dienen.

Arnold Zweig konstatiert in seinem gedankenreichen Buch „Caliban oder Politik und Leidenschaft" als die die Gruppenmitglieder beherrschenden psychischen Momente den (von ihm sogenannten) Differenz- und den Zentralitätsaffekt. Er brauchte für seine Zwecke diese zweifellos richtig und fein beobachteten Triebmomente nicht bis zu einer letzten Wurzel zu verfolgen. Jedoch kann man beide mühelos mit Hilfe der uns von der Psychoanalyse gegebenen Fingerzeige auflösen: Alle positiven Affekte der Gruppenmitglieder konzentrieren sich um die Gestalt des Führers bezw. um die (angeblich) von ihm ausgegangene Idee, die alles wesentliche schlechthin umfaßt. Da jede rationale Urteilsfähigkeit ausgeschaltet ist, kann die dieser Vergesellschaftung gleichgültig oder gar feindlich gegenüberstehende Außenwelt garnicht irgend positiv gewertet werden. Die Gruppe wird zum absoluten Mittelpunkt, „um die sich die gesamte Welt der Werte und Tatsachen zonenmäßig gruppiert; diese Gruppe, ihre Gruppe, ist die Spitze der Schöpfungspyramide" (Zweig a. a. O. S. 54), ihre Angehörigen zu den einzig Begnadeten und Erkennenden, durch die gleiche Offenbarung engstens Verbundenen. Man glaube nicht, diese Schilderung erstrecke sich etwa nur auf religiöse Gruppen. Diese Affekte bilden das Fundament jeder menschlichen organisierten Vergesellschaftung, und auch erst recht das der Kollektiva, bei denen sie sich von Zeit zu Zeit ja drastisch manifestieren. Was der innere Halt, den das Individuum durch die Zugehörigkeit zu einer ihn derartig umfassenden Vergesellschaftung erhält, bedeutet, erkennt man an den Begleiterscheinungen des Zusammenbruches einer solchen Stütze oder einer ihrer, sie vielleicht in exponierter Stellung repräsentierenden Institutionen, z. B. der Dynastie, die ja in diesem Sinne auch nicht etwa Führerschaft, sondern libidobesetzte Institution ist.

Führer und Vaterideal

Die Psychoanalyse hat sich bemüht, auch diese Zusammenhänge zu klären und wenn ihr dies mit ihren bisherigen Resultaten auch vielleicht noch nicht voll gelungen ist, so werden wir doch ganz kurz darauf eingehen. Freud begnügt sich in seinem Buch „Massenpsychologie und Ich-Analyse" nicht, die Tatsache der libidinösen Fixierung der Massenangehörigen an den Führer aufzudecken, sondern er versucht auch, dieses Faktum in Verbindung zu bringen mit prähistorisch-ethnologischen Hypothesen. Die Masse erscheint Freud „als ein Wiederaufleben der Urhorde" (VI, 325). Der Vater der Urhorde ist das Prototyp des Führers. Unumschränkter Herrscher über die Horde, mit sehr stark ausgeprägtem Nar-

zißmus ist er im Besitz aller Weiber der Horde und verhindert die Söhne an der Befriedigung ihrer direkten sexuellen Strebungen, die nun, sublimiert, sich in Anhänglichkeit an ihn und aneinander manifestieren: die Massensituation. Diese Hypothese ist ja auch die Grundlage der Totemtheorie Freuds.

Will Freud die libidinöse Fixierung an dem Führer somit als Regression einer urzeitlichen bezw. primitiven Periode deuten, so bemühen sich zwei andere psychoanalytische Autoren, das Vaterideal des Kindes als maßgebend für die Art der sozialen Einordnung des Individuums überhaupt und die soziale Struktur ganzer Gebilde zu erweisen. Paul Federn geht davon aus, daß „die Stellung des Kindes zum Vater die Grundlage alles Autoritätsrespektes in ihm bildet" (Die vaterlose Gesellschaft, S. 7) und daß demnach der Erwachsene auf Grund seines Vaterideals eine Reihe von psychischen Vaterbildern wählt, „die gemeinsame gesellschaftliche Institutionen repräsentieren und so alle die einzelnen Söhne zu Untertanen des väterlichen Autoritätsstaates vereinigen" (S. 9). Es ist klar, daß, wenn dieser eine so große Rolle in der Psyche des Individuums spielende Staat eine Umwälzung erleidet, dies außerordentliche Folgen für die nunmehr „vaterlose Gesellschaft" haben muß. Daran knüpft auch Emil Lorenz in seinem interessanten Buch „Der politische Mythus" an, der an einigen Erscheinungen aus der französischen Revolution die plötzlich vor sich gehende Regression der Massenangehörigen zu primitivem prähistorischen Fühlen und Handeln verdeutlichen will: In den Aristokraten (nicht als Individuen, sondern als Angehörige ihres Standes, des „Vater-Standes") wird der Urvater gemordet und (wie es in einem Falle geschehen ist) gefressen. (Lorenz a. a. O. S. 32—34.)

Die psychische Bedingtheit des Führers

Aber dies sind doch mehr oder weniger wahrscheinliche Hypothesen, die nicht untrennbar zur psychoanalytischen Führertheorie gehören. Nachdem wir bisher die Anwendbarkeit der Freudschen Theorie auf die verschiedenen möglichen Vergesellschaftungstypen und die Funktion des Führers bei diesen geprüft haben, wenden wir uns jetzt eben so kurz der psychischen Situation des Führers selbst zu.

Freud wirft zwar — und wahrscheinlich mit Recht — der bisherigen Massenpsychologie ihre mangelhafte Beschäftigung mit dem Führer vor und betont, „daß das Wesen der Masse bei Vernachlässigung des Führers nicht zu begreifen sei" (VI, 320), aber er selbst gibt über die psychische Lage des Führers gegenüber der Masse kaum mehr als einige Andeutungen. Wir glauben aber, daß, wenn man die Frage: wie kommen Führer und Masse zusammen und wie verhalten sie sich zueinander? beantworten will, man um die Klärung beider konstitutiven Komponenten gleichmäßig bemüht sein muß.

Was Freud bezüglich der den zukünftigen Führer zur Einnahme dieser Position treibenden Motive nur angedeutet hat, hat ein anderer psychoanalytischer Autor, Erwin Kohn, weiterzuführen versucht. Und zwar hat er zu diesem Zweck in seinem Buch „Lassalle — der Führer" die Gestalt Lassalles als besonders ausgeprägten Typ benutzt und dessen psychischen Habitus, soweit er für ihn als Führer relevant ist, analysiert. Als die Grundlage der Führerpsyche erkennt er natürlich seinen besonders starken Narzißmus, der sich in Ichlibido manifestiert. Folglich bleibt für Objektlibido des Führers nur geringe Potenz. Als Ersatz für solche objektlibidinöse Bindung sieht Kohn seine partielle Identifizierung mit der Gefolgschaft an. Der ausgeprägt narzißtische Mensch „umgibt sich nämlich mit Abwandlungen seiner eigenen Persönlichkeit" (a. a. O. S. 11), womit nach Kohn eine Analogie mit dem homosexuellen Typ besteht. Jede objektlibidinösen Beziehungen jedoch (sowohl vom Führer zur Gruppe, wie zwischen den Gruppenmitgliedern) stören das Verhältnis, wenn sie auch bei längerer Dauer der betreffenden Gebilde mit großer Wahrscheinlichkeit eintreten. Dieser überstarke Narzißmus ist für Kohn aber nur ein Moment möglichen Führertums. Dieser rein egoistischen, ja egozentrischen Haltung (wenn diese vergröbernden, aber auch verdeutlichenden Ausdrücke hier erlaubt sind) gegenüber und ihr entgegengesetzt erscheint ihm als eine konstitutive Komponente die „Rettungseinstellung" des Führers, „eine der spezifischen Wurzeln des Revolutionismus" (S. 61), eine (wenigstens in der Wirkung) durchaus altruistische Erscheinung. Sie führt Kohn auf die Identifizierung des Mannes mit seiner Mutter zurück, die die Psychoanalyse bekanntlich als häufig grundlegend für die Entstehung der männlichen Homosexualität ansieht. Aus dieser Tatsache und aus derjenigen, daß „die quantitative und intensive Überlegenheit gleichgeschlechtlicher Gruppierungen über gemischtgeschlechtliche unzweifelhaft ist" (S. 10), glaubt Kohn den Schluß ziehen zu können, daß die Führertum mitbedingende Rettungseinstellung (gegenüber der Gefolgschaft natürlich) „Auswirkung eines Mutter gewordenen Mannes (des mit seiner Mutter identifizierten Homoerotikers)" ist. (S. 88.) — Wir kommen also zur schematischen Gegenüberstellung zweier divergenten Libidokomponenten, deren Zusammentreffen Voraussetzung jedes Führertums ist: Höchstgesteigerter Narzißmus, erstrebt Geliebtwerden und identifiziert die Gefolgschaft mit sich. Mutteridentifizierung, beruhend auf Homoerotik, sucht Objektlibido. Ihnen steht die Objektlibido der folgenden Masse gegenüber, die dem Narzißmus entgegenkommt und gleichzeitig die sie gleichmäßig umfassende Liebe des Führers voraussetzt und somit der ursprünglichen Objektlibido des Homoerotikers in sublimer Form Genüge tut.

Wir haben schon früher die Ansicht Freuds wiedergegeben, daß die Führer-Masse-Beziehung eine durchaus suggestiv getragene sei. Kohn weist nun, gestützt auf Ferenczi, jeder dieser beiden Triebkomponenten eine

besondere Art der Hypnose in der Werbung um die Gefolgschaft zu (S. 77): Die Rettungseinstellung sucht durch „Mutterhypnose", d. h. durch „Bitten, Schmeicheln, Zureden" zu wirken, die narzißtische Einstellung durch die „Vaterhypnose", d. h. durch „Drohen, Schrecken, Fordern, Befehlen".

Die soziale Bedingtheit des Führers

Besinnen wir uns noch einmal auf die prinzipiell und notwendigerweise enge und einseitige psychoanalytische und überhaupt psychologische Problemstellung. Wir sahen, daß die psychoanalytische Forschung sich in unserem Falle ausschließlich die Frage nach der veränderten seelischen Struktur des Massenmenschen vorlegte und beantwortete. Wir versuchten aus ihren Resultaten soziologische Konsequenzen zu ziehen. Aber wir glauben uns nicht mit der engsten Anpassung an diese Ergebnisse begnügen zu müssen. Wir glauben zuletzt den Versuch wagen zu dürfen, die Gestalt des Führers — oder doch wenigstens eines Führertyps — auch aus seiner sozialen Bedingtheit zu begreifen (oder besser: zu erahnen). Und wir glauben diese soziale Bedingtheit des Führers, ganz unbeschadet seiner psychischen Voraussetzungen, von denen wir eben erfuhren, und ergänzend zu ihnen tretend, in seiner Asozialität sehen zu müssen.

Wir gehen dabei aus von zwei von A. Eleutheropulos aufgestellten und begründeten Sätzen: „In der Asozialität wird ein spezielles, eigenes Innere, ein Persönlichkeitshabitus befriedigt." „Der Einzelmensch, der Mensch ist asozial oder sozial im Dienste seines Dranges sich selbst auszuleben" (Einzelmensch und Gesellschaft, S. 217/18). Darauf fußend fahren wir fort: Alle Menschen stehen auf verschiedenen Punkten zwischen den Extremen sozial und asozial. Diejenigen, die dem Punkte sozial am nächsten stehen, sind je nachdem mehr oder weniger Durchschnittsmenschen (das Wort natürlich ohne jede Bewertung gebraucht): Sie leben sich unbemerkt aus, d. h. sie geraten in dem naturgemäßen Streben, sich auszuleben, nicht in Konflikt mit der derzeit bestehenden Gesellschaftsordnung. Die in ihnen etwa aufsteigenden Strebungen, die in der Manifestation irgendwie gegen die bestehende gesellschaftliche Ordnung verstoßen würden, sind so schwach, daß sie von dieser zurückgewiesen werden. Entweder nun treten diese in ihrem ursprünglichen Zustand asozialen Strebungen garnicht ins Bewußtsein des Individuums, da die „Zensur" sie vorher abfängt und für ihre Verdrängung oder Sublimierung sorgt. Oder sie treten, falls sie stärker sind, ins Bewußtsein des Trägers, der sich aber ihrer unter sozialem Zwang bewußt und rational scheinbar entledigt — er resigniert. Auch hier tritt im Unbewußten Sublimierung oder Verdrängung ein. Bei all dem bleibt das Individuum ein „soziales", d. h. die in ihm wirkende soziale Ordnung ist stark genug gewesen, um den Ansturm der als asozial verpönten Triebe abzuweisen. Bei anderen, stärker ausgeprägten „Persönlichkeiten" wird sich eine andere Ent-

wicklung abspielen: Die asozialen Triebregungen werden nicht nur ins Bewußtsein, sondern auch zur Auswirkung gelangen und, je nach dem Grade und der Intensität ihrer an der bestehenden Gesellschaftsordnung gemessenen relativen Asozialität, den Träger selbst zu einem asozialen machen. Diese asozialen Individuen können natürlich den verschiedensten Typen angehören, z. B. einen Menschen „mit Eigenheiten" (Gewohnheiten, die eben wegen ihrer atypischen Besonderheit asozial erscheinen) und einen sogenannten radikalen Utopisten, dem das Leben in der jeweils existenten sozialen Ordnung schlechthin unmöglich ist, umfassen.

Alle diese asozialen Menschen werden die gesellschaftliche Ordnung nach ihren Intentionen umzuändern bestrebt sein, d. h. sie wollen dieser ihrer Umgebung eine ihren Triebregungen adäquate Form verleihen und diese Triebregungen dadurch zu sozialen machen. Es ist also normalerweise niemand so asozial, daß er nicht den Wunsch hätte, zu einem sozialen Menschen zu werden: Ein seiner Natur nach durchaus auf Narzißmus beruhender Wunsch, der aber wieder den nur graduellen und durchaus relativen, zeitbedingten Unterschied zwischen zwei angeblich wesensverschiedenen Typen zeigt. Asozialität wird erst abnorm, wenn jede soziale Umwelt, wie sie auch gestaltet sein möge, abgelehnt wird. Dann erst stellt sie sich jenseits jedes normalen sozialen Habitus und scheidet für generelle soziologische Betrachtung aus (nicht jedoch für spezialisierte).

Vorausgesetzt nun, daß das Bedürfnis zur Umgestaltung der sozialen Umwelt ein genügend starkes ist und da sie selbst dazu die einzige Möglichkeit bietet, wendet sich der Asoziale an sie mit dem Bestreben, eine Gefolgschaft zu gewinnen. So führt Asozialität zu Führertum, wieder vorausgesetzt, daß sie, gemessen an den außerindividuellen in Frage kommenden Faktoren stark genug ist. Diese hochgradige Asozialität bildet u. E. eine wichtige Voraussetzung jedes charismatischen Führertums.

Die bisherige Betrachtung bezog sich auf Führer aller Vergesellschaftungsarten, d. h. Menschen, deren asoziale Motive auf den verschiedensten Lebensgebieten zur Auswirkung gelangen konnten. Asozialität kann ebenso zur religiösen Sektenbildung führen wie zur Gründung einer politischen Partei oder zur revolutionären Aktion. Greifen wir nun zuletzt einen uns besonders interessant erscheinenden Typ heraus, der als solcher in der Regel nur auf politisch-sozialem Gebiet festzustellen sein wird, nämlich den des „Abtrünnigen" als Führer. Der Abtrünnige ist ein ursprünglich äußerlich einer herrschenden Schicht angehörender asozialer Mensch, der sich zur Realisierung seiner asozialen Triebregungen der jeweils revolutionär prädestinierten Schichten zu bedienen sucht. Die Motive, die ihn zu dieser Haltung treiben, fassen wir (nach dem Vorbild Alfred Meusels) unter dem Ausdruck „Erlösungsbedürftigkeit" zusammen. Meist wird eine politische Losung als Deckmantel für die verschiedensten möglichen Triebkomponenten dienen. Es kann sich unter ihr ebenso etwa ein Vater-

komplex verbergen wie ein ungelöster Sexualkonflikt oder ein Minderwertigkeitsaffekt. (Eine nahezu klassische Vereinigung aller dieser drei Komponenten mit denen des Führertums würde wahrscheinlich bei einer Analyse M i r a b e a u s aufgedeckt werden.) Ob diese Erlösungsbedürftigkeit stark genug ist, um die Fesseln der gewohnten Umwelt abzuwerfen und sich aktiv an den politischen Umgestaltungsversuchen zu beteiligen, vielleicht gar Führer zu werden (falls die dafür von uns kurz vorher skizzierten Voraussetzungen gegeben sind) oder ob sie sich mit einer rein passiven „Abseitigkeit" begnügt — das ist im Prinzip irrelevant. Wichtig ist dagegen für uns die daraus resultierende Feststellung: der Abtrünnige als Führer hat ein radikal anderes Erlösungsbedürfnis als die Masse (das Wort wieder im engeren Sinne, der ja hier nur in Frage kommt). Sein Erlösungsbedürfnis ist durchaus individuell bedingt, ja egozentrisch und bedient sich nur — notgedrungen — der sozialen Umwelt, ist aber nur scheinbar sozial. Das Erlösungsbedürfnis der Masse dagegen wirkt sich nicht nur sozial aus, sondern ist auch seiner Genesis nach völlig sozial, Resultat und Exponent sozialer Schichtungen und Situationen. Die Solidarität der Interessen und die von vorneherein existente Identität der Stimmungslage der ihr Angehörenden sind dafür Symptome. Selbstverständlich — das brauchen wir nach allem vorher gesagten nicht mehr zu begründen — darf diese Divergenz keinem von beiden Partnern bewußt werden, solange sie eben Partner sind.

*

Wir haben uns in unserem Versuch beschränkt auf die streng soziologische Seite des Problems. Wir haben — obwohl sehr ungern — verzichtet auf jede Verdeutlichung an historischen Beispielen, so nahe sie gelegen hätten. Wir waren bemüht, eine bloße Darstellung der Beziehungen zwischen Führer und sozialem Gebilde mit den ihnen hauptsächlich zugrunde liegenden psychischen Faktoren, wie die Psychoanalyse sie uns zu sehen gelehrt hat, zu geben. Jenseits der Grenzen einer solchen Betrachtung liegt selbstverständlich die Frage nach dem Wesen der Führer in „objektiver", ethischer Beleuchtung, die Frage, ob tatsächlich die Aristoi Führer werden oder die massenähnlichen Typen, ob, im psychoanalytischen Sinne gesprochen, das Ichideal des Massenindividuums tatsächlich, auch objektiv gesehen, ein „Ideal" darstellt oder ob es nur eine Übersetzung der Durchschnittspsyche ins Quantitativ-Imponierende ist. Nichts können und wollen wir über Wert und Gewicht des Massenurteils sagen, wie es sich in der Wahl des Führers und in der Einstellung zu ihm dokumentiert, weil das die Grenzen soziologischer Betrachtung überschreiten würde. Aber es sei uns gestattet, zwei eigenartig zusammengehörende Aussagen anzufügen:

„Es ist Torheit, der Masse den Beruf abzusprechen, über die Leistung des Führers zu entscheiden. Für die Menschheit, die es vermocht hat, die übermenschliche Gestalt eines Christus in Ehrfurcht zu erkennen, gibt es

keine menschliche Größe, über die zu urteilen sie nicht das Vermögen besitzen sollte." Friedrich v. Wieser (Führer und Masse, S. 495).

„Bedenken wir, daß wir unter öffentlichem Beifall Sokrates vergiftet, Christus gekreuzigt und Jeanne d'Arc verbrannt haben, weil wir nach einer Untersuchung durch verantwortliche Rechtsgelehrte und Priester zu dem Schluß kamen, sie wären zu verworfen, als daß man sie am Leben lassen könnte —: bedenken wir das, so können wir uns schwerlich zu Richtern über menschliche Werte aufwerfen oder behaupten, daß wir sie aufrichtig wertschätzen". Bernard Shaw (Sozialismus und Kapitalismus).

Literatur

Eleutheropulos, A.: Einzelmensch und Gesellschaft. Kölner Vierteljahrshefte für Soziologie, 5. J. 1925/26.

Federn, Paul: Zur Psychologie der Revolution: Die vaterlose Gesellschaft. Wien 1919.

Freud, Sigmund: Massenpsychologie und Ich-Analyse. Ges. Schriften, Bd. VI.

Freud, Sigmund: Totem und Tabu. Ges. Schriften Bd. X.

Geiger, Theodor: Die Masse und ihre Aktion. Stuttgart 1926.

Geiger, Theodor: Führer und Genie. Kölner VJH. 6. J. 1927.

Geiger, Theodor: Führen und Folgen. Berlin 1928.

Geyer, Kurt: Führer und Masse in der Demokratie, Berlin o. J.

Kelsen, Hans: Der Begriff des Staates und die Sozialpsychologie. Imago VIII, 1922.

Kohn, Erwin: Lassalle, der Führer. Wien 1926.

Kolnai, Aurel: Psychoanalyse und Soziologie, Wien 1920.

Le Bon, Gustave: Psychologie der Massen. 4. Aufl. Stuttgart 1922.

Meusel, Alfred: Die Abtrünnigen. Kölner VJH. 3. J. 1923.

Meusel, Alfred: Der Radikalismus. Kölner VJH. 4. J. 1924.

Michels, Robert: Zur Soziologie des Parteiwesens und der modernen Demokratie. 2. Aufl. Leipzig 1925.

Szende, Paul: Die Krise der mitteleuropäischen Revolution. Arch. f. Sozialwiss. u. Sozialpolitik, 47. Bd., 1920—21.

Vleugels, Wilhelm: Wesen und Eigenschaften der Masse. Kölner VJH. 2. J. 1922.

Vleugels, Wilhelm: Zu Freuds Theorien v. d. PsA. Kölner VJH. 3. J. 1923.

Vleugels, Wilhelm: Der Begriff der Masse. Jahrb. f. Soziologie II, Karlsruhe 1926.

Vleugels, Wilhelm: Zur Diskussion über die Massentheorie Le Bons. Kölner VJH. 6. J. 1927.

Weber, Max: Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen 1922.

Wiese, Leopold v.: Allgemeine Soziologie, 2. Teil, Gebildelehre. München 1929.

Wieser, Friedr. v.: Die Grundformen der Gesellschaftl. Verfassung: Führer u. Masse. Arch. f. Rechts- u. Wirtschaftsphilosophie, Bd. 17, 1923/24.

Zweig, Arnold: Caliban oder Politik und Leidenschaft. Potsdam 1927.

Sexualsymbolik in der „Frommen Helene" von Wilhelm Busch

Von Hans Cornioley, Bern

Die — 1871 entstandene — „Fromme Helene" ist zweifellos das reifste und berühmteste Werk von Wilhelm Busch. Hinter dem unübertrefflichen Humor und satirischen Witz in Wort und Zeichnung dieses Werkes steckt mehr als Situationskomik. Hinter der Geschichte der „frommen Helene" taucht das prägnante Lebensbild eines durchaus unfrommen weiblichen Wesens auf. Ein Stadtmädchen entflieht „den Lasterfreuden", all den „sündlichen Exzessen", den „zierlichen Mosjös", den

„... Lokalen
Wo der Böse nächtlich praßt,
Wo im Kreis der Liberalen
Man den heil'gen Vater haßt"

den „... Konzerten,
Wo der Kenner hoch entzückt
Mit dem seelenvoll-verklärten
Opernglase um sich blickt;
Wo mit weichen Wogebusen
Man schön warm beisammen sitzt,"

dem „... Theater,"

wo „des Abends spät,
Schöne Mutter, alter Vater
Arm im Arm nach Hause geht."

Das „liebe Kind Helenchen" geht auf den Rat des „braven Vormunds" auf das

„... Land, wo sanfte Schafe
Und die frommen Lämmer sind."

Die Flüchtige kann wohl einer gefährlichen Umgebung ausweichen, aber der aufkeimenden Erotik ihrer selbst gegenüber gibt es kein Entrinnen. Aus dem lieben Kind wird ein Backfisch, der Onkel und Tante mehr oder minder harmlose Streiche spielt, wird die zu allem Tun und Lassen bereite Kusine eines ebenso bereitwilligen Vetters, wird eine junge Dame, die in Erwartung des Gatten mit Vögeln und Katzen allerhand Ersatzkurzweil treibt, wird die Gattin eines mehr auf Wein als auf Weib und Gesang erpichten Feinschmeckers, wird durch frommen Bittgang und Ehebruch Mutter (der „gute Vetter Franz, den seit kurzem die Bekannten nur den heilgen Franz benannten", spielt die notwendige Rolle dazu), wird eine fromme und „schlanke Büßerin", nachdem Gatte und Vetter kurz nacheinander sterben, und endet zum Schluß als Säuferin in der Hölle, wo „der heil'ge Franz auch schon" als Kunde sitzt.

Was bewegt den Dichter und Maler, ein eigentlich erschreckend düsteres Frauenbild vor uns aufzustellen? Gibt es Belege für die Vermutung, Busch charakterisiere in der frommen Helene die Frau überhaupt? Welche Gründe haben den Künstler zu einer solchen Auffassung geführt?

Wir wollen zunächst die „Fromme Helene" näher ins Auge fassen. Der besorgte Vormund führt sie also aufs Land zu Onkel und Tante, bei denen „Tugend und Verstand" zuhause sind. Sie empfängt auch alsbald weise Lehren über das Böse:

„Es macht Pläsir, wenn man es ist,
Es macht Verdruß, wenn man's gewesen!"

Die alten Leute, die alles hinter sich haben und nun recht tugendvoll geworden sind, erreichen das Gegenteil ihrer Absicht. Helene begehrt ja nichts sehnlicher, als alle

Geheimnisse des Bösen kennen zu lernen — sie kann nichts wider den stürmischen Drang ihres jungen Blutes. Im Schlafzimmer des Onkels näht sie seinem Nachthemd Hals und Ärmel zu, und nun schildert Busch mit geradezu sadistischem Behagen die Folgen des Streiches: der Onkel ärgert sich, das Licht fällt, die Dose und die Uhr, auch der Nachttisch sogar, und endlich zerreißt das Hemd. Es ist möglich, daß die Unbeholfenheit und Unfähigkeit des Onkels, sich mit dem vernähten Hemd zurechtzufinden, eine symbolische Darstellung und Verspottung der durch das Alter hervorgerufenen männlichen Unfähigkeit des tugendpredigenden Onkels ist. Denn gleich im nächsten Kapitel hebt das Spiel mit der Potenz, mit der Jugend, an. Der Vetter Franz kommt an, und die Tante gibt wieder Anstandslehren: nicht ungebührlich sein, nicht krumm sitzen, nicht herumgaffen, und ganz besonders: das so sehr ausgeschnittene grüne Gewand nicht anziehen. Selbstverständlich macht Helene wieder das Gegenteil. Die „ganz besondere" Warnung treibt ihre erotische Spannung auf die Höhe, und sie „schaut auch schon durchs Schlüsselloch", wie der Vetter Franz gründlich und umständlich seine Morgentoilette vornimmt. Auf dem Höhepunkt der Erregung passiert Helene eine Fehlhandlung: der Vetter steckt seine Pfeife an (eine Aktion, die symbolische Wertung beanspruchen kann) und ist im Begriff, das Zimmer zu verlassen. Da flieht Helene und stolpert über eine Gießkanne voll Wasser. Im Nu ist das Unglück da: Helene stürzt die Treppe hinunter, reißt das Dienstmädchen mit, beide werfen die Tante um, und „auch der Onkel kriegt was ab". Oben an der Treppe steht der Vetter Franz mit der langen Pfeife, unschuldig-schuldig hat er einen nicht alltäglichen Blick auf vier nach oben gestreckte Mädchenbeine. Die Gießkanne (deren breites Gefäß und langer Ausguß zwanglos an den äußeren Sexualapparat des Mannes erinnern) schüttet ihren feuchten Inhalt in ganzer Fülle auf die drei Frauen aus — nur der Onkel und der Vetter Franz bleiben davon verschont.

Zwischen dem Vetter Franz und unserer Helene entwickeln sich bald Liebesbeziehungen. Denn

„... Franz war wirklich angenehm,
Teils dieserhalb, teils außerdem.
Wenn in der Küche oder Kammer
Ein Nagel fehlt, — Franz holt den Hammer!
Wenn man den Kellerraum betritt,
Wo's öd und dunkel — Franz geht mit!
Wenn man nach dem Gemüse sah
In Feld und Garten — Franz ist da!"

Es fallen hier die aus der „Traumdeutung bekannten weiblichen und männlichen Symbole Küche, Kammer, Nagel, Hammer, Feld, Garten auf und man ahnt leicht, was der Dichter andeutet. Über das, was im öden und dunklen Keller geschehen kann, hat ein anderer berühmter Humorist, Moritz Gottlieb Saphir — vor rund hundert Jahren — folgendes geschrieben:

„... Wir kamen glücklich in dem Keller an. Wir waren unser drei, ich und Ziperl (die Köchin) und der Genius, der die Unschuld beschützt. Ich wußte aber, daß der Genius gerne ein Glas Wein trinkt, besonders wenn man den Genius einmal im Keller hat. Ich muß dem Leser bei dieser Gelegenheit sagen, daß ich den Wein nach allen Kennerregeln putzte: zum Beweis, weiß ich es noch. Ich nahm das Beil und schlug oben den Zapfen vom Spundloch, dann steckte ich den Zeigefinger hinein, um nachzusehen, wieviel nachgefüllt werden muß. Dann füllte ich das Faß mit jungem Wein nach, bis am Rande, blies die ‚kamichte' Decke ab, fuhr mit der Bürste ins Faß, rieb an die Seitenwände, füllte wieder nach, blies ab usw. Zuweilen klopft man mit dem Knie an die vordere flache Faß-

seite, dadurch geht alles ‚kamichte' in die Höhe, dann füllt man wieder nach, bläst wieder ab und das so lange, bis der Wein im Faß und das Gewissen in uns rein ist; dann wäscht man den Zapfen ab, trocknet ihn, schlägt ein weißes Läppchen herum und beilt das Faß zu; ist das geschehen, dann ists ein fait accompli, und man hat seinen Platz ausgefüllt. Als wir zu Ende waren, verließen wir den Keller; beim Ausgang bemerkten wir, daß wir jetzt nur zwei sind, und daß der Genius der Unschuld nicht mit uns zurückgegangen ist. Ziperl wollte haben, wir sollen nochmal zurückkehren, um zu sehen, wo der Genius geblieben ist, allein ich sagte: Ziperl, laß den Genius gehen, er verträgt nicht viel, wenn er den Rausch ausgeschlafen haben wird, wird er wieder kommen!..." („Die Zigeunerin.")

Zurück zur „frommen Helene" und ihrem Vetter:

„Kurzum, es sei nun, was es sei —
Der Vetter Franz ist gern dabei."

Er setzt dem Onkel einen lebendigen Frosch in die Tabaksdose und wir erkennen wieder die Sexualsymbolik dieses Streiches. Das sprungbereite kleine Tier richtet beim alten Ehepaar Unheil und Schrecken an: die Tante, in deren Schoß er hupft, fällt in Ohnmacht, dem Onkel springt er an die Nase (Kastrationssymbolik?). Hannchen, die Unschuld vom Lande, entfernt „ohne Furcht und Bangen" „das Scheusal mit der Zangen", indeß der Onkel mit der „Brause" die Tante aus der Ohnmacht weckt.

Den Vetter Franz sieht man indessen nicht nur um Helene sich bemühen, sondern auch um Hannchen. Denn

„... jeder Jüngling hat wohl mal
'n Hang für's Küchenpersonal,
und sündhaft ist der Mensch im Ganzen!"

Der Onkel grollt,

„Natürlich tut er dieses bloß
In Anbetracht der Tabaksdos..."

und wir lesen dahinter den Neid des Alten auf die Jugend wegen der ihm bereits versagten Genußfähigkeit.

Franz tritt vom Schauplatz ab und Helene schreibt ihm einen Liebesbrief voller Glut:

„Geliebter Franz!
Du weißt es ja, dein bin ich ganz!
Wie reizend schön war doch die Zeit,
Wie himmlisch war das Herz erfreut,
Als in den Schnabelbohnen drin
Der Jemand eine Jemandin
Ich darf wohl sagen: herzlich küßte. —
Ach Gott, wenn das die Tante wüßte!
Und ach! wie ist es hierzuland
Doch jetzt so schrecklich anigant!
.. Wenn's irgend möglich, Franz, so komm
Und trockne meiner Sehnsucht Träne!
10.000 Küsse von Helene!"

Der Onkel drückt der verliebten Schreiberin die Nase auf den heißen Siegellack, um sie zu strafen. Helene rächt sich, indem sie nachts mit einer Schnur die Bettdecke vom Lager, auf dem Onkel und Tante friedlich schlafen, wegzieht. Es scheint ein grausamer Spott über die unerotisch gewordenen Nächte des Alters zu sein. Daß der Onkel seine große Zehe an der Angel festhakt, die die Bettdecke bewegt, ist offenbar wieder (diesmal in der Verlegung nach unten) eine Kastrations- und Impotenz-Phantasie. Nun aber haben die Gequälten genug: „stantepeh" muß Helene anderntags ihre Sachen packen und abreisen.

Im siebenten Kapitel finden wir Helene als junge Dame, die auf den richtigen Mann wartet. Die einleitenden Verse sind außerordentlich durchsichtig:

„Ratsam ist und bleibt es immer
Für ein junges Frauenzimmer,
Einen Mann sich zu erwählen
Und womöglich zu vermählen.
Erstens: Will es so der Brauch.
Zweitens: Will mans selber auch.
Drittens: Man bedarf der Leitung
Und der männlichen Begleitung,
Weil bekanntlich manche Sachen,
Welche große Freude machen,
Mädchen nicht allein verstehen,
Als da ist: in's Wirtshaus gehen."

Der Nachsatz „Ins Wirtshaus gehn" klingt durchaus konventionell und

harmlos und ist darum nach der Vorbereitung durch die vorhergegangenen Zeilen in seiner symbolischen Anspielung umso wirksamer.

Freilich oft — heißt es dann weiter —

„... wenn man auch möchte,
Findet sich nicht gleich der Rechte:
Und derweil man so allein,
Sucht man sonst sich zu zerstreu'n."

Diese Zerstreuungen sind in symbolischer Hinsicht nicht uninteressant. Helene hat „zwei Kanari in der Hecke", offenbar ein Pärchen, und sie hat auch eine Katze, der sich „Kater Munzel, frech und klug," beigesellt. Die beiden Vierbeiner machen den Vögeln die Hälse lang und naschen dann auf dem Kaffeetisch herum, bis des Katers dicker Kopf den Rückweg aus dem Sahnetopf nicht mehr findet. (Eine Fehlhandlung, die wieder symbolisch wirken könnte.) Der geängstigte Kater wütet herum und zertrümmert, was ihm unter die Pfoten gerät: vom Sahnetopf bis zur Venus von Medici und dem Hängeleuchter. Helene kann dem Kater den Schwanz einklemmen und nun befestigt sie mit Siegellack eine Tüte an den Schweif und zündet sie an. „Jetzt läßt man den Munzel los — mau! — wie ist die Hitze groß!" Und Helene sieht man zufrieden lachen. Die Szene ist einer der erotischen Höhepunkte des ganzen Werkes: sadistische Tierquälerei anstelle der sexuellen Befriedigung.

Helene nimmt schließlich zum Gatten G. J. C. Schmöck, der „schon längst bereit". Die Hochzeitsreise führt nach Heidelberg. Schmöck schwitzt und Helene soll sich mit eigener Hand davon überzeugen. Sie tut es, indem sie ihm an den feisten Bauch tippt. Zum Nachtessen gibt es außer Schinken und Koteletts auch Spargeln — man sieht Helene mit offenbarem Behagen an einem Stengel saugen.

Aber nun kommt die bittere Enttäuschung für die Neuvermählte: Schmöck zieht den Genuß des Alkohols allen anderen Freuden vor. „Helenen ihre Uhr ist Neune . . Helenen ihre Uhr ist zehne", der Gemahl denkt nicht ans Bett. Schließlich liegt er betrunken in einem und Helene mit einer dicken Träne im anderen Bett — dazwischen steht, symbolisch zu nehmen, die Kerze, deren Licht der Betrunkene ohne Umstände zum Verschwinden gebracht hat.

Busch muß tiefe Zusammenhänge geahnt haben, daß er gleich im nächsten Kapitel Helene als fromme Christin zeigt, die „oft und gerne zur Kirche" wandelt, „obschon sie ferne."

„Doch ist Helene nicht allein
Nur auf sich selbst bedacht. — O nein! —
Ein guter Mensch gibt gerne Acht,
Ob auch der Andre was Böses macht;
Und strebt durch häufige Belehrung
Nach seiner Besserung und Bekehrung."

So spottet Busch über die schönste Christentugend, die Nächstenliebe. Daß Helene in ihrem Bemühen auch die Taschen ihres Dieners untersucht, hat vielleicht ebenfalls einen tieferen Sinn.

Helene bekommt kein Kind von ihrem Mann.

„Viel Freude macht, wie männiglich bekannt
Für Mann und Weib der heilige Ehestand
Und lieblich ist es für den Frommen,
Der die Genehmigung dazu bekommen,
Wenn er sodann nach der üblichen Frist
Glücklicher Vater und Mutter ist, —
Doch manchmal ärgert man sich bloß,
Denn die Ehe bleibt kinderlos. —
Dieses erfuhr nach einiger Zeit
Helene mit großer Traurigkeit."

Ein frommer Mann rät ihr zu den „geistlichen Mitteln", die allein helfen können, nämlich zu einer Wallfahrt nach „Chosemont de bon secours",

wo die Wiege der Fruchtbarkeit steht, welche wahre Wunder wirkt.

„Solches hat noch vor etlichen Jahren
Leidergotts! eine fromme Jungfer erfahren,
Welche, indem sie bis dato in diesen
Dingen nicht sattsam unterwiesen,
Aus Unbedacht und kindlichem Vergnügen
Die Wiege hat angefangen zu wiegen. —
Und ob sie schon nur ein wenig gewiegt,
Hat sie dennoch ein ganz kleines Kind gekriegt."

So zieht Helene als Pilgerin hin zu der Höhe von Chosemont. Busch gießt beißenden Spott über diese Wallfahrt, wo

„in dem seligen Gedränge
Andachtsvoller Christenmenge"

man noch fühlt „des anderen Nähe", wo

„aus der Seele tiefstem Grunde
Haucht sich warm und innig an
Pilgerin und Pilgersmann."

wo die Jungferngilde schreitet,

„auf den Lippen Harmonie,
In dem Busen Engelsmilde,
In der Hand das Paraplü."

Das Paraplü soll gewiß nicht nur grotesk wirken, sondern symbolisch anspielen.

Helene, „traurig-heiter", geht

„Sozusagen ganz alleine,
Denn ihr einziger Begleiter,
Stillverklärt im Sonnenglanz,
Ist der gute Vetter Franz,
Den seit kurzem die Bekannten
Nur den ‚heiligen Franz' benannten."

In der Kirche wird „mit Eifer und Bedacht", das „Nötige", wie Busch sich sachlich ausdrückt, „vollbracht". Nach einem Abendspaziergang im sanften Mondschein

„... ziehen sie heim zu zweit
Als zwei gute Pilgersleut."

Im 13. Kapitel kann der Vetter Franz dem mit Zwillingen beschenkten Schmöck gratulieren. Busch gibt sich große Mühe, zeichnerisch zu beweisen, daß unmöglich Schmöck der Vater sein kann, daß die Ähnlichkeit vielmehr auf den frommen Gratulanten hinweist. Am selben Tag bleibt Schmöck eine Fischgräte im Hals stecken und „er schließt den Lebenslauf."

Die trauernde Witwe hat Franz als einzigen Freund, und er schwört es ihr „mit mildem Hauch — ich wars, ich bins und bleib es auch!" Aber sein „Hang fürs Küchenpersonal" führt ihn ins Verderben: der eifersüchtige Diener erschlägt ihn von hinten mit einer Flasche.

Nun kriegt es Helene mit dem Gewissen zu schaffen. „Schmerzdurchzittert" wirft sie die falschen Zöpfe, Schminke, Pomade, das „Apparat der Lüste" und „hochgewölbtes Herzgerüste" genannte Korsett, die „Lust- und Sündenstiebel" und allen anderen eitlen Kram ins Feuer. Sie wird zur schlanken und sehr frommen Büßerin.

Aber die Katastrophe naht:

„Es ist ein Brauch von Alters her:
Wer Sorgen hat, hat auch Likör."

Helene betet und trinkt, betet und erliegt der Versuchung. Sie stößt betrunken an den Tisch, die Lampe stürzt

„Und hülflos und mit Angstgewimmer
Verkohlt dies fromme Frauenzimmer."

Mit zynischer Sachlichkeit schließt das Kapitel:

„Hier sieht man ihre Trümmer rauchen.
Der Rest ist nicht mehr zu gebrauchen."

Ein Engel und ein Teufel streiten um die Seele Helenes, wobei der Engel seinem Gegner erheblich den Schwanz kürzt, indes der Teufel seinem Widersacher mit der Gabel zwischen die Beine fährt (gegenseitige Kastration). Der Satan siegt, Helene fährt in den Höllenschlund — „hinein mit ihr,

huhu, haha! Der heilge Franz ist auch schon da", was uns nicht weiter verwundert.

*

Es bleibt uns übrig, einen Blick auf das Leben Wilhelm Buschs zu werfen. Ich entnehme die nachfolgenden Berichte der Selbstbiographie, die Busch 1893/94, also 20 Jahre nach der „Frommen Helene", verfaßt hat. Er wurde 1832 als Ältester von sieben Geschwistern geboren, mußte also die Mutter mit mehreren Geschwistern teilen. Sie war „still und fromm, schaffte fleißig in Haus und Garten". Der Vater, ein Krämer, war „heiter und arbeitsfroh". Busch ist der unfromme Sohn einer frommen Mutter geworden — es läßt sich vermuten, daß hinter der Ablehnung der Religion (wir haben ja seine Spöttereien gehört) der verdrängte Wunsch nach der Mutter liegt.

„Als ich" — erzählt er — „sieben, acht Jahre alt war, durfte ich zuweilen mit der Großmutter aufstehn; und im Winter besonders kam es mir wonnig geheimnisvoll vor, so früh am Tag schon selbstbewußt in dieser Welt zu sein, wenn ringsumher noch alles still und tot und dunkel war. Dann saßen wir zwei, bis das Wasser kochte, im engen Lichtbezirk der pompejanisch geformten zinnernen Lampe. Sie spann. Ich las ein paar schöne Morgenlieder aus dem Gesangbuch vor."

Die Großmutter scheint hier Muttterersatz geworden zu sein.

Mit 9 Jahren zog er zum Onkel. Bei einem Wirt vertiefte er sich in „freireligiöse Schriften, die begierig verschlungen wurden". Der Ödipuskomplex muß zu dieser Zeit gewirkt haben, denn wir vernehmen folgendes:

„Der Lehrer der Dorfjugend, weil nicht der meinige, hatte keine Gewalt über mich — solange er lebte. Aber er hing sich auf, fiel herunter, schnitt sich den Hals ab und wurde auf dem Kirchhof dicht vor meinem Kammerfenster begraben. Und von nun an zwang er mich allnächtlich, auch in der heißesten Sommerzeit, ganz unter der Decke zu liegen. Bei Tag ein Freigeist, bei Nacht ein Geisterseher."

Er fand aus diesen Konflikten den Weg zum Liebesobjekt — aber nur den halben Weg, und wir wissen nicht, was ihn bewogen hat, Junggeselle zu bleiben, wenn es etwas anderes ist als die ungelöste Mutterbindung. Er erzählt:

„Zwischen all dem herum aber schwebte beständig das anmutige Bildnis eines blondlockigen Kindes. Natürlich sehnte ich oft die bekannte Feuersbrunst herbei mit nachfolgendem Tode zu den Füßen der geretteten Geliebten. Meist jedoch war ich nicht so rücksichtslos gegen mich selbst, sondern begnügte mich mit dem Wunsch, daß ich zauberhaft fliegen und hupfen könnte, hoch in der Luft, von einem Baum zum andern und daß sie es mit ansähe und wäre starr vor Bewunderung."

Als Dreizehnjähriger war Busch Zeuge von ehelichen Streitigkeiten in einem Nebenhaus:

„Das Stück fing an hinter der Szene, spielte weiter auf dem Flur und schloß im Freien. Sie stand oben vor der Tür und schwang triumphierend den Reiserbesen; er stand unten im Bach und streckte die Zunge heraus; und so hatte er auch seinen Triumph."

Diese Erfahrung mag ein Baustein zu dem Gebäude der Verachtung von Frau und Ehe geworden sein.

Er wurde Maler und arbeitete in Düsseldorf und Antwerpen, und er interessierte sich für das Leben des Bienenvolkes und den Streit um die Parthenogenesis, und er las Darwin und Schopenhauer. 1859 erschien die erste Zeichnung mit eigenem Text in den „Fliegenden Blättern", und da begann der Anstieg zum Erfolg.

Busch gibt in seiner Autobiographie zu, ein Sonderling zu sein, aber ein Bücherwurm sei er nicht, obwohl er die Bibel lese, „die großen Dramatiker, die Bekenntnisse des Augustin, den Pickwick und Donquixote und die Odyssee für das schönste der Märchenbücher" halte.

Wir dürfen vermuten, daß zwischen der seelischen Entwicklung des Künstlers und deren Niederschlag in seinem Unterbewußtsein einerseits und dem Charakter und Inhalt seiner Werke, insbesondere auch der „Frommen Helene“ andererseits ein inniger Zusammenhang besteht. Schon durch die obigen kurzen Hinweise scheint Wesentliches in Parallele gebracht zu sein: das unerfreuliche Bild der Frau, die Spottsucht, die aus Ablehnung und verdrängtem Begehren quillt, die Verhöhnung des Religiösen, die, ein Sonderfall der soeben genannten Spottsucht, mit Vaterkomplex und Mutterbindung in engem Zusammenhang steht. Und in der besonderen Neigung zur Darstellung des Komischen müssen wir einen regressiven Zug erblicken, dessen inneres Ziel nur das „verlorene Paradies“ der Kindheit sein kann. „Die Euphorie,“ — sagt Freud am Ende seiner Schrift über den „Witz“ und seine Beziehung zum Unbewußten, — „welche wir auf diesen Wegen zu erreichen streben, ist nichts anderes als die Stimmung unserer Kindheit, in der wir das Komische nicht kannten, des Witzes nicht fähig waren und den Humor nicht brauchten, um uns im Leben glücklich zu fühlen.“

Pflastersteine

Zwangsgewohnheiten auf der Straße

Wenn man sich der Mühe unterzieht, eine Zeitlang aufmerksam den Fußgängern auf einem aus Pflastersteinen bestehenden Trottoir zuzusehen, wird man nicht verfehlen können, eine auffallende Beobachtung zu machen. Man wird nämlich bemerken, daß viele Fußgänger, man kann wohl sagen die meisten, in ihrer Gangart durch Form und Zusammensetzung der Pflastersteine irgendwie beeinflußt werden. So wird der eine z. B. immer nur auf den Randsteinen gehen und dabei etwa nur jeden zweiten betreten, der andere wieder einmal in die Mitte jedes zweiten, dann wieder jedes dritten Pflastersteins treten, ein anderer wieder so gehen, daß seine Schritte mit der Zeichnung der Pflastersteine ein neues Muster ergeben, noch andere wieder alle Pflasterfugen vermeiden usr.

Man erinnert sich dabei unwillkürlich an ein in Wien „Tempelhupfen“ genanntes Kinderspiel, das darin besteht, daß auf dem Boden eine Anzahl von Vierecken aufgezeichnet werden, die man dann nach bestimmten Regeln auf einem Fuß durchhüpfen muß, ohne die die Vierecke trennenden Zwischenlinien zu berühren. Es wäre vielleicht naheliegend anzunehmen, daß es sich bei den Fußgängern, die sich in ihrer Gangart irgendwie nach den Pflastersteinen richten, nur um zufällige Eigenheiten oder in Anlehnung an dieses Kinderspiel um irgend ein spielerisches Gehen handelt. Wenn man aber einen dieser Fußgänger fragen würde, warum er sich denn beim Gehen so von der Konfiguration des Pflasters beeinflussen lasse, gewinnt man bald die Überzeugung, daß es sich da um keinen Zufall handelt, vielmehr, daß

der Betreffende gar nicht anders gehen könne, gewissermaßen als ob er an eine bestimmte „Gangvorschrift“ gebunden wäre, deren Nichteinhaltung bisweilen sogar größtes Unbehagen hervorrufen würde. Der Befragte wird zwar niemals zugeben wollen, daß er einen mehr oder minder starken Zwang in sich verspüre, diese Gangvorschrift einzuhalten, daß er diesem Zwang in manchen Fällen sogar ganz willenlos unterworfen sei, er wird vielmehr versuchen, seine merkwürdige Gangart auf irgend eine Weise zu begründen, zu rationalisieren, etwa, daß es eine gute Übung sei, exakte Schritte zu machen, oder daß es ihm als gute Vorbedeutung für das Gelingen anderer Pläne gelte, wenn er imstande sei, seine „Gangvorschrift“ fehlerlos zu befolgen.

Der Psychoanalytiker wird sich aber mit solchen rationalisierenden Erklärungen nicht zufriedengeben und versuchen, die tiefere Bedeutung dieser sonderbaren zwangsmäßigen Handlungen aufzudecken.

Paul Federn berichtet in seiner soeben erschienenen Arbeit „Über einen alltäglichen Zwang“ (Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, Bd. XV, 1929, Heft 2/3) von einem außerordentlich charakteristischen Fall einer solchen zwanghaften „Gangvorschrift“, dessen erschöpfende analytische Durchleuchtung besonders geeignet erscheint, das Wesen dieser merkwürdigen Zwangshandlungen zu erklären.

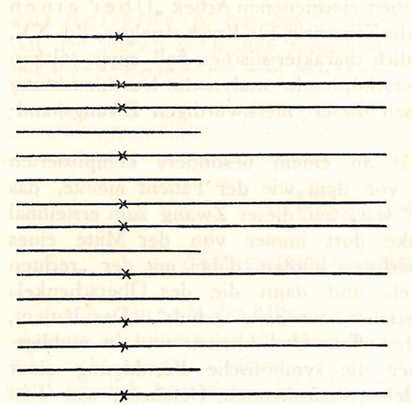
Federns Patient litt in der Pubertät an einem besonders komplizierten Pflastersteinzwang. Vor einem Hause, vor dem wie der Patient meinte, das „schönste, quaderhafte Pflaster der Stadt“ war, trat dieser Zwang zum erstenmal auf. Er bestand darin, daß der Kranke dort immer von der Mitte eines großen Pflastersteines zur Mitte des nächsten hüpfen, dabei mit der „rechten Hand erst die Mitte des Unterschenkels und dann die des Oberschenkels berühren mußte, wobei er den Überzieher zur Seite schob“. Der Patient, für den die „ganze Welt in gefährdende, offene Örtlichkeiten und in wohlige, geschützte“ geteilt war, mußte immer die symbolische Beruhigung einer „Schutzecke“ haben, in der man vor lebensbedrohenden Gefahren, wie Tod und Kastration, sicher sein konnte. Eine solche Schutzecke wurde durch die Handberührungen mit dem beim Hüpfen gebeugten Knie gebildet. Diese Schutzecke war für ihn auch ein Symbol der Mutterbrust und die Handbewegungen sollten ihm wie durch ein magisches Zeichen Schutz, Mutterliebe im Gegensatz zum Tode und der vom Vater drohenden Kastration sichern. Das Hüpfen stellt auf zweifache Weise einen Versuch dar, die Todesdrohung aufzuheben. Einerseits bedeutet das Emporhüpfen „weg von der Erde, weg vom Grabe“. Andererseits wieder wurde durch das Hüpfen, das die beiden Pflastersteine durch einen Schwung verbindet und das im Gegensatz zum „abgesetzten und eckigen“ Gehen steht, die trennende Fuge zwischen den beiden Steinen, die ein Aufhören bedeutet, sozusagen aufgehoben, also wieder ein Todessymbol unwirksam gemacht.

Eine besondere Bedeutung hatte es natürlich auch. daß dieser Pflastersteinzwang gerade vor einem bestimmten Hause auftrat. Dieses Haus stand an der Grenze zwischen den Wohnungen der Ärmsten und Reichen. Der Besitzer dieses schönen Hauses hatte aber, wie der Knabe wußte, Selbstmord begangen. Für den Knaben, der im Geschichtsunterricht, der ihn besonders interessierte, immer wieder von Glück und jähem Sturz der Mächtigsten hörte,

ward dieses Haus zum Sinnbild des immerwährend drohenden plötzlichen Unterganges, — der Selbstmörder hieß außerdem merkwürdigerweise „Sturz“, — den er unbewußt dem tatsächlich machtvollen Vater wünschte und den er gleichzeitig von sich abzuwehren suchte.

So erweist sich dieser komplizierte Pflastersteinzwang in allen seinen Details als eine magische Handlung, die den Zweck hat, auf Schritt und Tritt die drohende Todesmöglichkeit abzuwenden.

Werner Achelis berichtet in seinem Aufsatz „Das Plattenlaufen“ (Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik, 1929, III. Jahrg., Heft 8/9) auch von einem außerordentlich interessanten Pflastersteinzwang. Der diesem Zwang unterworfene Patient durfte nur in einer sehr komplizierten Art und Weise das Pflaster betreten. Er durfte nur auf die Mitte der Pflastersteine treten, die die Platten verbindenden Linien durften nur nach einer bestimmten Regel begangen werden, die wie folgt lautete: wenn man mit einer verbotenen Linie beginnt, war die nächste gestattet, dann aber wieder die zwei folgenden verboten, dann eine erlaubt und die nächste wieder erlaubt usf. Die Figur stellt dieses Verbotssystem dar. Die Linien sind die Verbindungslinien der Platten, die mit einem Kreuz bezeichneten Linien, der Anschaulichkeit halber verlängert, gelten als verbotene Linien.



Der Patient, ein bekannter Mathematiker und Zahlentheoretiker, hatte sich diese Gangvorschrift so zu eigen gemacht, daß er sie ohne Nachdenken ganz automatisch befolgen konnte.

Wenn man sich bei Betrachtung der Zeichnung in zwei der eng aneinander liegenden verbotenen Linien einen Buchstaben eingezeichnet denkt, so sieht man sofort, daß dieses Liniensystem mit dem des Schreibheftes eines A-B-C-Schützen identisch ist. Der Patient hatte auch tatsächlich schon als Vierjähriger immer gehört, daß es Prügel gäbe, wenn man über die Linien beim Schreibenlernen hinausfahre. Der Lehrer pflegte dann auch, als er in die Schule kam, jeden Klecks oder Schreibfehler mit einem Schlag des Rohrstockes auf die Finger zu bestrafen. Daraus entwickelte sich beim Patienten später eine geradezu pathologische Schreibfaulheit; auch seine übermäßig infantile, beinahe ungebildet anmutende Handschrift entstand aus diesem Übermaß an Unlust, mit dem bei ihm das Schreiben belegt war.

Doch war diese magische Beschwörungsformel gegen die Angst vor den bei Übertreten der Linien drohenden Strafen nicht die einzige Ursache dieses Zwanges, wie sich im Laufe der Behandlung herausstellte. Mit der Zeit wurden die verbotenen Linien, die zuerst die Linien des Schreibheftes bedeuteten, über die man nicht hinausfahren durfte, zum Symbol für die „Grenzen“ des Anstandes und der Höflichkeit, die man, um mit der Gesellschaft nicht in

Konflikt zu geraten, nicht übertreten durfte. Der Patient mußte einsehen lernen, daß diese Gangvorschrift zum symbolischen Ausdruck seiner gesamten Lebenseinstellung geworden war, daß sein ganzes Leben unter dem Druck der Angst vor den Folgen stand, die sich einstellen würden, wenn er seine unterdrückt gehaltenen Affekte über die Linien hinauslasse.

Diese beiden ganz verschiedenen Fälle von Pflastersteinzwang zeigen deutlich, daß auch ein scheinbar so unbedeutender und zufälliger Vorgang wie die Beeinflussung der Gangart eines Menschen durch die Konfiguration des Pflasters eine streng determinierte Handlung ist, deren Motive für den Handelnden zwar unbewußt, aber darum nicht weniger bedeutungsvoll sind. Dabei haben sowohl die Pflastersteine selbst als auch ihre Fugen und Trennungslinien eine tiefe symbolische Bedeutung, die auf die individuelle Gestaltung des Zwanges einen entscheidenden Einfluß ausübt.

Dr. Editha Sterba

Askese und Sadomasochismus

„... Der asketische Priester — er hatte ersichtlich gesiegt, sein Reich war gekommen: schon klagte man nicht gegen den Schmerz, man lechzte nach dem Schmerz; ‚mehr Schmerz! mehr Schmerz!' so schrie das Verlangen seiner Jünger und Eingeweihten Jahrhunderte lang. Jede Ausschweifung des Gefühls, die wehe tat ... diente fürderhin dem Siege seines Ideals, des asketischen Ideals ..."

Nietzsche

„... Es ist sonderbar, daß nicht längst die Assoziation von Wollust, Religion und Grausamkeit die Menschen auf ihre innige Verwandtschaft und ihre gemeinschaftliche Tendenz aufmerksam gemacht hat."

Novalis

Der bekannte norwegische Theologe Kristian Schjelderup (dem übrigens seine kirchlichen Vorgesetzten wegen seiner Beschäftigung mit der Psychoanalyse die Ausübung der Seelsorgetätigkeit untersagt haben) veröffentlicht im Verlag Walter de Gruyter & Co. in Berlin eine religionspsychologische Untersuchung über die Askese. Im Laufe seiner religionswissenschaftlichen Arbeiten sah sich Schjelderup immer mehr und mehr auf die Notwendigkeit der Zuhilfenahme psychoanalytischer Erkenntnismethoden verwiesen, sodaß er sich schließlich durch Pfarrer Dr. Pfister in Zürich in die psychoanalytische Technik einführen ließ.

Das Buch über Askese, führt der Verfasser im Vorwort aus, behandelt ein Gebiet, das besonders geeignet ist, einen Begriff von der Fruchtbarkeit der Gesichtspunkte zu geben, welche die psychoanalytisch orientierte Psychologie der Religionsforschung zur Verfügung stellt. Schjelderups Untersuchung schöpft hauptsächlich aus folgenden Fällen: aus der Analyse einiger Fälle asketisch-mystischer Tendenz (darunter eines Einsiedlermönches aus dem Orden der Augustiner), aus Aufzeichnungen des Verfassers anläßlich zahlreicher Aufenthalte in Benediktiner- und Franziskanerklöstern Mitteleuropas, in Brahmanen- und Buddhistenklöstern in Indien, China, Japan usw., und schließlich aus der asketischen Literatur. Drei Fragen versucht das Buch haupt-

sächlich zu beantworten und gliedert sich auch dementsprechend: Was treibt den Menschen zur Askese? Welche Wirkungen hat sie? Welchen Wert?

Der erste Teil der Arbeit, der sich mit den Motiven der Askese beschäftigt, behandelt u. a. die Askese als Kompromißbildung in Analogie zur Entstehung des neurotischen Symptoms. Wie im neurotischen Symptome, kehren in der asketischen Praxis die unterdrückten und verdrängten Triebe zurück und finden eine verdeckte Befriedigung. Schjelderup setzt dann auseinander, wie sich die verdrängten Partialtriebe der Sexualität in der Askese durchzusetzen versuchen. Neben den exhibitionistischen, fetischistischen, koprolagnischen und nekrophilischen Zügen der Askese behandelt Schjelderup besonders den sadomasochistischen Anteil der Askese ausführlich. Aus diesem Abschnitte wollen wir hier einiges anführen.

Wenn der sexuellen Libido die Befriedigung auf normalem Wege versagt wird, so verhält diese sich (mit einem Freudschen Gleichnis gesprochen) wie ein Strom, dessen Hauptbett trockengelegt wird. Sie füllt die kollateralen Wege aus, die bisher vielleicht leer waren. So verstärken sich auch in der Askese alle Partialtriebe der infantilen Sexualität, insbesondere auch die sadistischen und masochistischen. In zahlreichen Fällen tritt die Askese, besonders in der Form aktiver Selbstkasteiung, als direkte Befriedigung einer masochistischen Triebrichtung hervor. Wenn ein junges Mädchen nach den Anleitungen eines katholisierenden Moralpädagogen eine Brandwunde mit dem Vierfachen des vorgeschriebenen Quantums ätzt, ist der Schmerz, den sie fühlt, sicher beinahe unerträglich. Und doch gibt es ihr eine Befriedigung, ähnlich wie bei Kindern, die ihre Wunden immer wieder aufkratzen. Marguerite Marie Alacoque, die Begründerin des Herz-Jesu-Kultes *(Sacré coeur)* behauptete, keinen Augenblick ohne Leiden leben zu können; je mehr sie litt, desto mehr sehnte sie sich nach Leiden, so daß sie zuletzt nahe daran war, sich die Qualen der Hölle zu wünschen. „Schmerz allein", schreibt sie in ihren Briefen, „macht das Leben erträglich". Die größte Freude der florentinischen Karmeliternonne Maria Magdalena di Pazzi war, wenn die Priorin ihr die Hände auf den Rücken band und ihr in Gegenwart sämtlicher Schwestern die Lenden geißeln ließ. Sie hatte dabei Halluzinationen üppigsten erotischen Inhaltes. Die große Ausbreitung der Flagellantenbewegung zeigt, wie stark der Drang nach Schmerz und Leiden ist. Bemerkenswert ist dabei der zeitweilen auftretende theologische Streit über die Vorteile der *disciplina secundum supra* (Geißelung vorzugsweise des Rückens und der Schultern) im Gegensatz zur *„disciplina secundum sub"* (Geißelung der Lenden und der Gesäßgegend). Abbé Boileau polemisiert gegen die unkeusch erregende Peitschung der Lendenmuskeln. „Diese Eindrücke gehen sogleich in das Gehirn über, malen hier lebhafte Bilder verbotener Freuden, bezaubern durch ihre trügerischen Reize den Verstand, und die Keuschheit liegt in den letzten Zügen."

Das Beispiel der Flagellanten zeigt, daß zugefügte Schmerzen eine motivierende Wirkung in fortgesetzt asketischer Richtung haben können. Die Askese bildet aus sich heraus selbst die Disposition zur Askese. Schjelderup bringt das Beispiel eines norwegischen theologischen Studenten, der im Alter von 17 Jahren bekehrt worden war und nach seiner Auffassung

des Christentumes fand, daß er der Bekehrung durch gewisse asketische Übungen Ausdruck geben mußte. Unter anderem wollte er seinen Leib dadurch peinigen, daß er die Hosen so stramm wie möglich zog. Anfangs erregte diese Übung starken Schmerz. Zuletzt ging indessen die Selbstkasteiung in eine heftige Masturbation über, — von welcher er als Knabe völlig frei gewesen war. (Die Askese und die Masturbation dauerten, bis er in ein Liebesverhältnis zu einem jungen Mädchen trat.)

Es gibt auch einen „ideellen Masochismus" und dieser ist für das Verständnis gewisser asketischer Erscheinungen von wesentlicher Bedeutung. (Gelübde des Gehorsams und der Armut.)

Ein psychologisches Motiv der Askese in Verbindung mit masochistischer Triebbefriedigung ist auch die Identifikationstendenz: der Asket sucht den Schmerz, weil das geliebte Objekt selbst ein Mann der Schmerzen war *(imitatio Christi)*. Von besonderem Interesse ist die Bedeutung der Identifikationstendenz zum Verständnis der Stigmatisation, dieses höchsten Zieles des asketischen Christenlebens. Die Identifikationstendenz erkennen wir auch bei der russischen Sekte der Chliisten. Entscheidend für das Erlangen der „Christuswürde" sind bei dieser Sekte die messianischen Leiden (Fasten, Kälte und Hitze, Stummheit). Kann das Leiden nicht durch Verfolgung erreicht werden, sucht ein „Christus" durch symbolische Darstellung die messianischen Leiden zu ersetzen, entweder steht er z. B. stundenlang mit ausgebreiteten Händen da oder er stellt sich tot und „steht nachher gleichsam wieder auf." In der stark verbreiteten russischen Sekte der Skopzen spielt bekanntlich sogar die Selbstkastration eine Rolle.

Bei den russischen Sekten kann auch deutlich beobachtet werden, wie die masochistischen Selbstkasteiungen in Sadismus umschlagen können. Während des wilden Gesangs und Tanzes geraten die Chliisten in ekstatische Wut, wobei sie sich nicht nur auf grausamste Weise selbst mißhandeln, sondern sich auch auf harmlose Zuschauer losstürzen und einzelne von diesen gelegentlich sogar zu Tode peitschen. Es ist auch zu beachten, daß die grausamen Inquisitoren der katholischen Kirche meist Asketen waren. Wie sich der Sadismus in Einzelfällen äußern konnte, zeigt Konrad von Harburg, „der erste Inquisitor Deutschlands". Er war der Beichtvater der heiligen Elisabeth von Thüringen und steigerte — wie es heißt — „seine Strenge gegen die zarte Frau bis zur Grausamkeit." Immer wieder forderte er, daß sie ihre Selbstverleugnung schärfen sollte, und nicht selten schlug er sie hart für selbst ganz unbedeutende Fehler.

Man beachte auch den Sadismus in einer Schilderung, die Katharina von Siena in einem Briefe an ihren Beichtvater über ihren Besuch im Gefängnis bei einem zu Tode verurteilten jungen Edelmann gibt: „Und er hielt seinen Kopf an meiner Brust. Ich fühlte da eine Freude und einen Geruch seines Blutes und es war nicht ohne den Geruch meines Blutes, welches ich verlange hinzugeben für den süßen Verlobten Jesus. Und wie das Verlangen in meiner Seele wuchs und ich sein Zittern fühlte . . ." usw. Bei der Hinrichtung war Katharina anwesend. Der Gottmensch erschien ihr dabei und ihre Freude war so groß, daß, als der junge Mann ausgelitten hatte, „meine Seele in Ruhe und Frieden war, in solchem Dufte des Blutes,

daß ich mich nicht entschließen konnte, das Blut wegzuwaschen, das mir aufs Gewand gekommen war von ihm." „Ich will Blut" — ruft sie an einer anderen Stelle ihrer Schriften aus, — „nur Blut genügt meiner Seele. Nur durch Blut kann unser Durst gelöscht werden."

Entscheidendes Licht auf das Problem der sadomasochistischen Askese wirft nach Schjelderup die Freudsche These über die den Sexualtrieben nebengeordneten Todestriebe (Destruktiontriebe), und über das Wechselverhältnis zwischen den nach außen und den nach innen gerichteten Destruktionstendenzen. Der vollkommene Asket überwindet den menschlichen Destruktionstrieb nach außen, indem er ihn ganz gegen das eigene Ich wendet.

Auf das Problem des Sadismus kommt Schjelderup auch im Schlußkapitel seiner Arbeit, das die religiös-ethische Wertung der Askese behandelt, zurück. Wer hart gegen sich selber ist, wird leicht auch hart gegen andere. Daraus erklärt sich die in der Geschichte der Kirche so häufig wahrnehmbare grausame Herzensroheit der Asketen gegen ihre Mitmenschen. Alle Rücksichten mußten weichen, bloß damit sie ihrer eigenen asketischen Lust folgen konnten. — „Die Asketen — wie überhaupt viele religiöse Menschen — beschäftigen sich prinzipiell ausschließlich mit der Erlösung ihrer eigenen Seele; ihre Umgebung hat für sie nur Wert als Mittel hiezu ... Weil man den Wert der Umwelt nicht anerkennen will und alles in egozentrischer Beleuchtung sieht, fehlen die reellen Hemmungen, die sich den menschlichen Grausamkeitstrieben entgegenstellen können." St.

Psychoanalyse im Schlafwagen

Edward M. Swift und Charles S. Boyd (beide Doktoren der Medizin) schildern im letzten Heft der „Psychoanalytic Review" (Band 15, Heft 4) die Beobachtungen, die sie als Schlafwagenbedienstete *(Porter)* mehrere Jahre in Amerika, Kanada und Mexiko zu machen Gelegenheit hatten.

Wenn man erwägt, was denn die Beobachtungen eines Schlafwagenporters dem Psychoanalytiker Interessantes bieten können, — schreiben die beiden Autoren, — wird man sich wohl zuerst die Frage vorlegen müssen, warum denn die Menschen eigentlich Reisen unternehmen. Abgesehen von den rein geschäftlichen und persönlich-familiären Interessen, um deretwillen man Reisen machen muß, sind bei den vielen Tausenden, die immerfort umherreisen, zahlreiche andere Motive vorhanden. Man reist, weil man sich krank oder müde fühlt, aus Neugier und Sensationslust, auch aus bloßer Lust und Freude an der Bewegung. Um aber die eigentliche Ursache zu finden, müssen wir in unsere erste Kindheit und Jugend zurückgehen, müssen wir zurückgreifen auf die wundersamen Träume und Phantasien, die wir damals hatten, in denen uns noch alle Möglichkeiten offenstanden und wir uns alles wünschen konnten. Wenn wir als Erwachsene durch den Alltag mit seinen Pflichten und seinem Zwang allzusehr gehemmt sind, wollen wir ihm entfliehen und versuchen eine neue, glücklichere Umgebung zu finden, in der vielleicht doch unsere Tagträume

Erfüllung finden können. Vielleicht liegt der Versuch, unsere Jugendwünsche zu verwirklichen, dem Reisedrang zutiefst zugrunde.

Wenn man außerdem noch bedenkt, daß die Menschen auf Reisen viel unabhängiger von ihrer sozialen Umgebung und von ihren Hemmungen und Einschränkungen sind, wird man sich nicht wundern, daß man manche Beobachtungen im Schlafwagen machen kann, zu denen man sonst vielleicht nicht so leicht Gelegenheit hat und die auch dem analytischen Psychologen manche interessante Beiträge zur Charakteristik verschiedener Typen bieten können.

Auf dem berühmten Expreß zwischen New York und Chicago, dem bekanntesten und schnellsten Zug, fuhr immer ein Industrieller, der den Souverän auf Reisen spielte. Er war immer von Kammerdiener und Leibarzt begleitet. Vor seiner Abreise verständigte er stets den Oberkontrollor, daß er mit diesem oder jenem Zug reisen werde. Dieser, der schon wußte, daß ihn ein großes Trinkgeld erwarte, pflegte dann sechs oder acht seiner stattlichsten Porter um sich zu versammeln und erwartete so mit einem großen Stab die Majestät. Er erschien immer nur drei Minuten vor Abgang des Zuges. Jeder der Porter eilte dann, alle in einer langen Reihe, mit einem Gepäcksstücke zum Zug, am Schluß der Industrielle mit Diener und Leibarzt, der dann unter Verwunderung aller Reisenden einstieg. Dieser Mann, der aus den ärmsten Verhältnissen stammte, war zu dieser Zeit impotent. Es ist also nach Swift und Boyd klar, daß seine Haltung und sein Auftreten den Leuten sagen sollte, „schaut her, wie stark und bedeutend ich bin".

Einmal wurde eine gelähmte Dame in den Zug hereingebracht. Ihr linkes Knie war steif und sie konnte nur schwerfällig mit einem Stock gehen. Es kam bei dieser Fahrt zu einem Zusammenstoß. Die Gelähmte rannte genau so aus ihrem Abteil heraus wie die gesunden Leute und alles glaubte an ein Wunder. Die Patientin, die schon ein Vermögen an Ärzte verschwendet hatte, litt offenbar an einer Konversionshysterie. Vielleicht kann man sich diese Heilung so erklären, daß die Angst vor der lebensbedrohenden Gefahr größer war als die, vor der sie das Symptom schützen sollte.

Ein Kontrollor erlaubte niemandem, das Verbot, Hunde in den Schlafwagen mitzunehmen, zu übertreten, auch wenn man ihm ein sehr gutes Trinkgeld geben wollte und wenn es sich um ganz kleine Schoßhündchen in Käfigen handelte. Er hatte nämlich seit seiner Kindheit eine arge Hundephobie und konnte absolut nicht zusammen mit einem Hund reisen.

Oft findet man natürlich auch Exhibitionisten im Schlafwagen, die ja dort gerade besondere Betätigungsmöglichkeiten haben. Diese Perversion stellt ja eigentlich eine Regression auf die infantile Freude am Sichnacktzeigen dar. Einmal wurde der eine der beiden Autoren in ein Abteil gerufen, um ein Fenster zu schließen. Dort fand er ein junges Mädchen vor, das vollkommen entkleidet war. Ebenso häufig begeben sich Reisende mangelhaft bekleidet, mit halb oder ganz entblößten Genitalien zum Baderaum.

Auch die Neugierde, die besonders sexuellen Dingen gegenüber so stark sein kann, daß sie jedes normale Empfinden ganz ausschließt, kommt natürlich bei Reisenden sehr häufig vor. Von den für einen bestimmten Helden schwärmenden Frauen, die von ihrem Abgott einen Blick zu erhaschen suchen, bis zu dem perversen Voyeur, der auf alle Weise versucht, Liebespaare zu be-

lauschen trachtet, sind da natürlich alle Stufen und Grade vorhanden.

Die Autoren berichten von einem sehr interessanten Fall von Kleptomanie. Der eine Autor zog sich einmal das Mißfallen eines Herrn Y. zu, der mit Frau und Sohn reiste, weil er ihn nicht zur ausgemachten Zeit weckte. Er rechtfertigte sich damit, daß er seine Uhr nicht habe finden können. Später fand er sie dann unter dem Kopfpolster des jungen Y. Dieser Junge mußte zwangsmäßig Uhren stehlen. Als Kind nahm er einmal dem Vater die Uhr weg und als er die Pflegerin kommen hörte, versteckte er sie. Als der Vater dann verzweifelt die Uhr, ein altes Familienerbstück, suchte, erinnerte sich der Kleine an die versteckte Uhr und brachte sie dem Vater. Dieser erstickte sein Kind fast vor Küssen, daß es dieses ihm so kostbare Familienstück wiedergefunden habe. Das Kind aber wiederholte daraufhin immer wieder solche Diebstähle, um vom Vater, der sich sonst gar nicht um das Kind kümmerte, Liebesbeweise zu erhalten. Die Familie lachte zuerst darüber, versuchte dann energisch die Diebstähle zu unterdrücken, aber da war es auch schon zu spät.

Man wird in diesem kurzen Auszug aus den Beobachtungen von Swift und Boyd alle Arten von neurotischen Symptomen und Erkrankungen, Charakteranomalien und Perversionen finden, die wohl nicht wesentlich von den Beobachtungen im gewöhnlichen Alltag abweichen, aber vielleicht doch einiges Interessante zur psychologischen Beleuchtung reiselustiger Personen beitragen können.

a. a.

AUS DER SCHÖNEN LITERATUR

„Das Pferd und der Faun"

Eine Novelle von André Maurois

An anderer Stelle[1] konnte gezeigt werden, wie stark der Einfluß der Tiefenpsychologie auf die zeitgenössische französische Literatur ist, wie sehr der psychologische Roman und das Drama die Charaktertypen der naturalistischen Zeit, der Goncourt, Zola, Bourget und France aufgegeben hat, um zu den Ergründungen zu kommen, die der Psychoanalyse vorbehalten waren, wie sehr also Stoff, Thema und selbst die Form mit diesen Ergründungen rechnen müssen. Das ist in Frankreich so, aber auch in England, Amerika, in Deutschland, überall wo Seele bedichtet wird.

Wenn nun diese Dichter sich deutlich von jenen der vorangehenden Generation unterscheiden, so bleibt beiden doch stets gemeinsam, daß sie

1) Fritz Lehner, Der Einbruch der Psychoanalyse in die französische Literatur. Almanach 1929 des Internationalen Psychoanalytischen Verlags. S. 202.

auf der Suche nach dem Leben aus sind; es ist nur so, daß ein anderes Leben interessant geworden ist, daß man es anders sieht, daher anders darstellt. Kein einziger unter den älteren aber kann es mit André Maurois, dem Autor von „Disraëli“ aufnehmen, und bisher auch keiner unter den jüngeren: denn er hat bereits vor einem Jahrzehnt in den „Discours du docteur O'Grady“, einer Sammlung von Humoresken dadurch Neuland entdeckt, daß er den in der französischen Literatur erstmaligen Versuch unternommen hat, eine psychoanalytische Behandlung in den Mittelpunkt einer Novelle zu stellen. Eine Analyse im Mittelpunkt einer Humoreske: es zeigt die Überzeugung des Autors, aber auch die Art des Eindrucks, den diese Wissenschaft auf ihn macht, wenn er seinem Doktor O'Grady die Psychoanalyse als Arbeitsmethode mitgibt und durch sie einen englischen Arzt zu einem mundgerechten Sherlok Holmes der Seelenerforschung werden läßt. Und das geht so zu:

Ein Freund bringt dem Doktor eine ihm bekannte Dame, die vom Albdruck heimgesucht ist und die mehrere Nächte hintereinander träumt: *„Ich sehe bei einer Straßenwendung ein Pferd auf mich zukommen, das sehr stark und fürchterlich zu sein scheint. Ich weiß, daß das Pferd da ist, um mich zu verfolgen. Neben meinem Kopf sehe ich sein Maul, das es wie zum Lachen aufreißt, seine großen gelben Zähne, seinen Blick, der zugleich tierisch und menschlich ist. Ich stürze vor ihm nieder, stoße einen Schreckensruf aus* und springe mit klopfendem Herzen auf, mit Tränen in den Augen, mit einem schlaffen, zerschlagenen Körper. Voll Wut gegen mich selbst, versuche ich einzuschlafen.“ Doktor O'Grady erzählt der Dame sofort von der Verdrängung (Madame, sagt er, ein hartnäckiger Albdruck, wie der Ihre, kommt häufig von Gedanken, die von der Vernunft verdrängt werden, weil sie ein zu peinliches Gefühl wachrufen!) und davon, daß er sie von dem „moralischen“ Tumor nicht wie von einem „physischen“ durch Operation befreien könne. „Aber wenn ich die Assoziationen der ungesunden Ideen entdecken kann, wenn es mir gelingt, sie Ihnen zu zeigen, dann wird der Kreis von Ideen, da er Ihnen wieder bewußt geworden ist, aufhören, gefährlich zu sein“. Dann gibt er ihr eine Liste von Wörtern, die er *«les évocateurs»* (Reizworte!) nennt; er liest ihr die Wörter langsam vor und verlangt sofortige Assoziation. Vier Wortpaare haben Erfolg:

1) Begierde-Faun
2) Pferd-Newmarket } Assoziationswort kommt nach 2 Sekunden.
3) Liebe-Theater (Assoziation erst nach langer Pause, 13 Sekunden, daher: erste Assoziation wurde weggetaucht, durch eine harmlose ersetzt.)
4) Handel-Spitzen (bemerkenswert langer Zeitraum zwischen Reiz- und Reaktionswort).

Und nun geht es munter immer tiefer hinab, erst zu „Begierde-Faun“, von hier zu „Faun-Pferd“, dann über „Blick des Pferds im Traum“ zu: „Als ich ein kleines Mädchen war, gab es in unserem Garten eine antike Statue, die einen Faun darstellt. Dieser Faun jagte mir Angst ein: er hatte

eine seltsame Maske . . . ein Lächeln . . . Sie haben Recht, Doktor, von dort her hat das Pferd seinen Blick . . . Das ist wunderbar.“ Ohne Station kommen wir zum „Pferderennen von Newmarket“, hier zu heftigstem Erröten („Haben Sie in einem Stall etwas gesehen, das Sie sich gemerkt haben?“) und schließlich zu der taschenspielerartig vorgezeigten Lösung: „Sie lieben einen Mann (nicht ihren Gatten!!); sie haben ihn im Theater gesehen, er verkauft Spitzen!!!“ Und er gibt ihr den Tip: „Fahren Sie fort zu Ihrem Mann, der über See ist oder nehmen Sie sich einen Geliebten.“ („Doktor,“ sagt nun der anglikanische Geistliche, dem O'Grady diese Geschichte ironisch gefüttert erzählt, „Sie sind ein schlechter Heide. Was hat denn nun das arme Geschöpf gemacht?“ — „Padre,“ erwidert ihm der Arzt, „es ist Ihr Handwerk, Seelen zu kennen: ich lasse es Sie erraten!“)

Diese Novelle zeigt die erste Phase des Einbruchs der Psychoanalyse in die Literatur; die neugewonnene Erkenntnis entzückt und blendet und ist wert, — als besonders gelungener Detektivkniff verwendet zu werden, was ein uneingestandenes Lob für ihre Brauchbarkeit ist. Man bleibt dabei noch bescheiden im Vorhof der Erkenntnisse; für den angestrebten Zweck genügt das Erreichte vollkommen. Nach Maurois beginnt der Arzt die Behandlung damit, daß er dem Patienten einen Vortrag über das Wesen der Psychoanalyse hält; dann erzählt er von der Verdrängung, um schließlich im Assoziationsexperiment im Handumdrehen den einen Punkt zu entdecken, aus dem der Patient kuriert werden muß; das ist primitiv und verdichteter als dichterische Freiheit sonst zu sein pflegt. Wichtiger aber als das Wie ist uns hier das Was; nämlich daß Maurois 1919 in der Psychoanalyse ein für den Künstler brauchbares Werkzeug entdeckt hat. Das „Pferd und der Faun“, wie die Novelle heißt, ist auch für ihn nur eine erste Phase der Einordnung der Psychoanalyse in sein Denken; und wie Besitz erst besessen wird, wenn er mir selbstverständlich gehört, beweisen alle nächsten Bücher des Schriftstellers, „Meïpe oder die Befreiung“, die vom Abreagieren drei nette Geschichtchen erzählt, „Disraëli“, der „Bernard Quesnay“, besonders aber die vor kurzem erschienenen „Climats“ (1928), in der von der Psychoanalyse nicht mehr gesprochen wird, weil man nicht mehr sie, sondern durch sie sieht. In ihnen ist der Einbruch gelungen; der Feind lebt als Freund im Land.

Dr. Fritz Lehner

„Zeno Cosini“ von Italo Svevo

Es kann wohl nicht anders sein, als daß Kunst, die sich jeweils mit dem Gesamtgehalt der Kultur auseinanderzusetzen hat, auch zu neuen Inhalten dieser Kultur, ihren wissenschaftlichen, technischen, weltanschaulichen Produkten in irgend einer Weise Stellung nehmen, sie sich irgend einverleiben muß. So

ist auch die Psychoanalyse für die Literatur wichtig geworden; aber gleichwohl in anderem Sinne als andere wissenschaftliche oder geistige Schöpfungen der Zeit. Denn sonst es ist wohl stets so, daß sich Kunst das jeweils Neue nur zum Gegenstand der künstlerischen Gestaltung wählt, ob neue, oberflächliche oder tiefe Lebensform, die sie, die ewige Kritikerin alles Lebens, darzustellen, eindrucksvoll zu machen, deutend zu formen sucht. Oder es ist so, daß die Kunst dem zivilisatorischen Fortschritt nur ein Mittel für ihren Ausdruck entnimmt, einen technischen Behelf für ihre im übrigen unabhängige Aufgabe. Beides ist auch der Fall in der Reaktion der Literaturen auf die Erscheinung der Psychoanalyse; sie wird zum Gegenstande der Behandlung und sie muß auch technische Mittel der Darstellung liefern. Doch damit ist, in diesem Falle, die Beziehung zwischen Literatur und Psychoanalyse nicht erschöpft. Was es sonst an kulturellen Erscheinungen gibt, vom Darwinismus bis zum laufenden Band, gab der Kunst ein jeweils neues Thema; und soweit es Ausdruck und Symbol einer neuen Lebensform war, wurde es zur vornehmsten Funktion der künstlerischen Arbeit, diesen symbolischen Charakter in Klarheit und Intensität zu bilden. Die universelle Symbolik alles Daseins lebte nur in der Kunst. Und diese war es auch, die der Fülle der Erlebnisse, die potentiell in ihrem Gegenstande enthalten waren, Sprache gab und sie damit der bewußten Erlebensfähigkeit der Menschen öffnete; damit hat sie gleichsam immer neue Gebiete der Seele mit Wegen und Wegweisern versehen und so dem Publikum zur Benützung geöffnet. In der modernen Psychologie der zentralen Persönlichkeitsprobleme, in erster Linie somit in der Psychoanalyse, ist der Kunst damit erstmalig eine Konkurrentin erstanden. Denn auch die Psychoanalyse sucht seelisches Urland wegsam zu machen, sucht — nächst manchen anderen ihrer wissenschaftlichen Aufgaben — bislang Unbemerktes im Seelenleben in ihre Sprache zu fangen und der bewußten Erlebbarkeit zugänglich zu machen. Und die universelle Symbolik des Lebens schwingt in jedem ihrer Gedanken. Somit beschränkt sich der Einfluß der Psychoanalyse auf die Literatur nicht nur auf die Anregung, zum neuen Gegenstande Stellung zu nehmen, oder auf die Lieferung technischer Darstellungsbehelfe. Der Psychoanalyse gegenüber muß die Kunst erstmalig Stellung nehmen zu der Tatsache, daß ihr nunmehr von wissenschaftlicher Seite das Monopol, Landkarten der Seele zu zeichnen, streitig gemacht wird. Sie kann die ästhetische Kraft der neuen wissenschaftlichen Richtung nicht länger übersehen und geht allmählich daran, sich die psychoanalytische Lebenseinsicht einzuverleiben, nicht nur — wie auf oberflächlichster Stufe — als technisches Hilfsmittel, sondern als eine Art zu sehen, die zum Erlebnis des Schauens dazugehört, wie manches andere, was uns die Kunst zuerst

sehen gelehrt hat. Wenn die Erkenntnis künstlerischer wird, wird die Kunst wohl mehr vom Mikroskop der Erkenntnis nehmen müssen.

Es ist nicht überraschend, daß in dieser Entwicklung einer literarischen Assimilation der Psychoanalyse in tieferer Schicht solche Geister führend sind, die schon vor der Kenntnis der Psychoanalyse, aus ähnlichen geistigen Quellen stammend, aus denen sich die Analyse entwickelt hat, auf ähnlichen Spuren waren wie diese: so vor allem Proust, von dem es heißt, daß er nie etwas von Freud gelesen hat, und André Gide.

Heute ist das ganze mittel- und westeuropäische Schrifttum durchsetzt von diesem Prozeß der Auseinandersetzung mit dem psychoanalytischen Erlebnis und Gedankengut. In Deutschland ist es Thomas Mann, der die Analyse neben Nietzsche und Wagner als drittes bestimmendes Element seines Schaffens aufgenommen hat. Hierher zählt Hermann Hesse in der mit dem „Demian" einsetzenden zweiten Phase seines künstlerischen Schaffens, zählen Alfred Döblin, Arnold Zweig, Stefan Zweig und andere. Hierher zählt in der französischen Literatur alles, was seit Proust mehr oder weniger unter seinem Einfluß arbeitet, zählen Jules Romain, Duhamel und ebenso Mauriac, Bernanos. Und schließlich hat die englische Literatur entgegen aller Tradition einen James Joyce hervorgebracht, der den analytischen Einfluß in reinster Inkarnation darstellt. All diese entnehmen der Psychoanalyse nicht bloß ein Thema; sie suchen von ihr spezifisches Schauen der seelischen Entwicklung und des Schicksals zu übernehmen und zum selbsverständlichen Gut des künstlerischen Schauens zu machen, mit dem es ja, seines wissenschaftlichen Ursprungs und seiner wissenschaftlichen Rechtfertigung ungeachtet manches Verwandte hat.

In diesen Kreis, wenngleich nicht in diese Größenordnung, gehört auch Italo Svevo, dessen „Zeno Cosini" uns der Rhein-Verlag in vortrefflicher Übersetzung (von Piero Rismondo) vorgelegt hat. Auch Svevo reagierte auf die Ideen Freuds nicht mit dem Gefühle völliger Neuheit; er fand wohl nur vieles klar formuliert, was er selbst zuvor schon dunkel geahnt hatte.

Ein wohlhabender Triestiner Müßiggänger hat auf Veranlassung eines Arztes seine Lebensgeschichte niedergeschrieben. Dutzendtypus aus dem Bürgertum der Vorkriegszeit, nicht bedeutend und nicht besonders eigenartig, mit einer Neurose begabt, die man nicht allzu tragisch nehmen wird. Er gehört zu jenen, die das raffinierte Talent besitzen, aus jeder Situation Lustgewinn für sich herauszuschlagen, mag die Rolle, die sie gespielt haben, noch so wenig rühmlich gewesen sein, es gelingt ihnen immer, etwas von dem Geschehenen in kleine Münze für das Selbstgefühl oder die Selbstrechtfertigung, zumindest für die Selbstbemitleidung umzusetzen. Solche Menschen hängen wie mit

Ketten an ihrer Neurose, die ihnen solchen Vorteil ermöglicht. Was ihnen wirklich fehlt, ist das starke, tiefe Erleben. An dem tausendfältigen kleinen Lustgewinn des Alltags, den sie zu erwischen verstehen, halten sie sich schadlos.

Der Krankengeschichte, die voll ist von feinster Beobachtung und ein Weltbild zeichnet, wie es sich im Hirn eines Cosini spiegelt, folgt ein Stück Analyse bei dem Arzt, der Cosini zur Niederschrift seiner Lebensgeschichte veranlaßt hat. Es ist natürlich nichts weniger als eine wirkliche Analyse, was hier gegeben wird; vom psychoanalytischen Standpunkt aus ist es voll ganz grotesker Mißverständnisse. Doch dem Künstler mag man vielleicht die Freiheit zubilligen, für seine Zwecke auch mit seinem wissenschaftlichen Material umzugehen, wie es ihm beliebt. Zeno Cosini wird in der Behandlung seines Arztes nicht geheilt. Er wird es erst, als das Leben mit einer wirklichen Aufgabe an ihn herantritt. Der Krieg mit Italien ist ausgebrochen, sein Prokurist Olivi, den Cosinis Vater mit lebenslänglicher schrankenloser Vollmacht versehen hätte, ist Reichsitaliener und mußte flüchten. Und so ist Zeno Cosini, dessen schüchterne Versuche, sich eine Stimme in seinem Geschäft zu erobern, bisher immer mit schmählichem Mißerfolg geendet hatten, plötzlich an die Spitze der Firma gestellt. Der Erfolg, den die Kriegskonjunktur ihm zuträgt, damit der endliche Sieg über den Alpdruck Olivi, läßt ihn gesunden. Es scheint sonach, daß Svevo hier als Ergebnis aller Psychologie den Weg hinaus ins tätige Leben weisen will — beiläufig bemerkt ein Schlußgedanke, ähnlich dem Gedanken, von dem Thomas Mann in seiner Problematik seinerzeit ausgegangen ist; — dem Analytiker bleibt mancher Zweifel.

Gewiß kann es geschehen und geschieht es häufig, daß der fest zupackende Griff des Lebens einen Menschen aus allen Konflikten und sogar aus seiner neurotischen Phantasiewelt herausreißt; doch geschieht es wohl noch häufiger, daß die reale Lebensaufgabe einen Menschen vorfindet, der gänzlich unfähig ist, sie zu lösen, und gerade jetzt, da er sich bewähren könnte, vollends zusammenbricht.

Auch Svevo scheint im Grunde nicht allzu überzeugt von der Dauerhaftigkeit der Heilung seines Helden; schließlich wird es ja nicht immer eine Konjuktur geben, in der man Vermögen nach Methoden gewinnen kann, zu denen sich Olivi nie bereitgefunden hätte. Es muß der Tag kommen, da Olivi in dieser oder jener Gestalt recht behält und da der erste Triumph Cosinis zu seiner größten Niederlage wird.

Dennoch: in der überwiegend unpsychologisch orientierten italienischen Literatur ist Svevos Schaffen eine Pioniertat und auch in der europäischen, wo es doch Anverwandte in Menge hat, bedeutet es eine höchst eigenartige Note.

Robert Wälder

DAS ECHO DER PSYCHOANALYSE

Thomas Mann entlarvt!

Clownerie — Trickvorführung — Traurige Begehrlichkeit — Dichterisches Unvermögen Morbidität — Endgültige Selbsterledigung — Trostlose Hemmungslosigkeit

Und Sigmund Freud?

Entheiligt jede Vergangenheit! vergiftet jede Gegenwart! tötet jede Zukunft!

Es war zu erwarten, daß der große Aufsatz von Thomas Mann über „Freuds Stellung in der modernen Geistesgeschichte" im 1. Heft dieser Zeitschrift in der Öffentlichkeit einen tiefen Eindruck hinterlassen wird. Führende Zeitungen beschäftigen sich ausführlich mit dem Essay des Dichters, zum Teil an leitender Stelle, und mit Recht wurde nun von einem „geistesgeschichtlichen Manifest des 20. Jahrhunderts" gesprochen. Nicht minder war aber auch zu erwarten, daß nicht nur Äußerungen der Bewunderung für des Dichters tiefgründige und tapfere Stellungnahme ausgelöst werden würden, sondern daß in jenen Kreisen, denen das leistungsreiche Leben Thomas Manns bereits viele Steine des Anstoßes in den Weg gestellt hat, auch seine jüngste Tat wider den „Dumpfheitskonservativismus" nicht nachgesehen werden wird. Treu dem psychoanalytischen Grundsatz, daß es aufschlußreicher ist die Zeichen des Widerstandes zu beachten, denn die der Zustimmung, wollen wir hier nicht positive Stimmen zum Bekenntnisartikel Thomas Manns zitieren, vielmehr uns damit begnügen aus der Reihe der gegnerischen Äußerungen den wuterfüllten Aufschrei eines deutschvölkischen Organs, der Berliner Wochenschrift „Der Ring" (da nicht gezeichnet, vermutlich aus des Herausgebers Heinrich von Gleichen Brust selbst herrührend) hier zu verzeichnen. Daß „der Direktor seines Zauberbergzirkus, Herr Thomas Mann" sich zur „Wiener Geschlechtsphilosophie" bekennt, sei eine sensationelle Trickvorführung, eine tiefsinnig aufgemachte Clownerie. Thomas Mann habe sich in Nietzsches Maske gehüllt, „um so bei dieser ideengeschichtlichen Filmschlacht in heroisch betonierter Deckung zu bleiben". Nun habe er „selbst die letzten dünnsten ästhetischen Vorwände, mit denen er bislang sich selbst und den großen Haufen betrogen hat, durchbrochen". Niemand werde

nun Thomas Mann an Torheit und Leichtsinn je übertreffen können. Die Begriffe seien für ihn nur Sklaven und Instrumente seiner Affekte, seiner fortgesetzten Trübungen, trostlose Hemmungslosigkeit nach Halt und Raum greife bei ihm um sich. In Freud sieht unser Hüter des einzig echten, deutschvölkischen „Rings" selbstverständlich „den Zerstörer aller natürlichen und historischen Unbefangenheit der Seele", der „zusammen mit Karl Marx und durch seine Unterbau-Überbaulehre jede Zukunft tötet, jede Vergangenheit entheiligt, jede Gegenwart vergiftet. Um dieses offenbare Geheimnis der beiden großen Aufrührer des 19. Jahrhunderts von sich abzuwerfen, um sich aus der Geschichte in die Literatur zurückzuretten, um der Niedrigkeit seines Dämons weiterhin fröhnen und frohnden zu können, hat Thomas Mann alles aufgeboten, um den Retter Freud seinen verwirrten Zeitgenossen im Gewölk eines ideologischen Verklärungshimmels erscheinen zu lassen: ihn, den Entfesseler der Unterwelt, preist er als Heiland an . . ."

Wie auch in so vielen anderen Fällen, in denen die Gegner der Psychoanalyse nicht einmal bei ihrer Bekämpfung ohne Anleihen bei ihr selbst auskommen, in denen sie die Pfeile, die sie gegen die Psychoanalyse schleudern, in Gifte tauchen, die sie sich in den auch Wegelagerern frei zugänglichen Garküchen an der Peripherie der psychoanalytischen Bezirke zusammenbrauen, so läßt es sich auch dieser völkische Gegner der Psychoanalyse nicht nehmen, etwas was er für Psychoanalyse hält, als Waffe gegen Thomas Manns Psychoanalysefreundlichkeit zu versuchen. Nunmehr erkenne man bei Thomas Mann „mit automatischer Sicherheit den ganzen Komplex seiner Komplexe, die Geschichte seiner Verdrängungen und seiner in Schriftstellerei umgesetzten Neurosen. Schon im Zauberberg roch es an allen Ecken und Enden nach Krankenbett und Morbidität. Hier haben wir nun sein eigenes Krankenjournal . . ." „Alle alte Unordnung und alles verfrühte Leid findet in der Psychoanalyse ihre — jähe Aufklärung." Thomas Mann sei der endgültigen Selbsterledigung gleichsam in die Arme geeilt, habe sich selbst unter das Messer geliefert . . .

Nein, das Gift, in das dieses teutonisch funkelnde Messer getaucht ist, wird an Thomas Mann nicht viel Schaden verursachen. Und kann schon dieses Messer etwas ritzen, sind es am ehesten die Lachmuskeln.

A. J. St.

Die Psychoanalyse verantwortlich für die „Versachlichung der Sexualität," für „das Ende der Liebe"?

Dr. Colin Ross, der bekannte Weltreisende, veröffentlicht soeben im Verlag F. A. Brockhaus in Leipzig (wo auch seine fesselnden Reiseschilderungen und weltpolitischen Betrachtungen über Südamerika, über das europäische und das asiatische Rußland, über Indien, über das Erwachen der Eingeborenen Afrikas usw. erschienen sind) einen kleinen Essayband unter

dem Titel „Die Welt auf der Waage. Der Querschnitt von 20 Jahren Weltreise". Worüber das Buch handelt, ersieht man besten aus den Titeln der einzelnen Aufsätze, von denen wir einige hier anführen: „Die Verteilung der materiellen und geistigen Machtsphären der Rassen über die Erde." — „Die Relativität der Moral und die Normung der Moralbegriffe." — „Die Reaktion des farbigen Menschen auf die Technisierung." — „Vom Wesen menschlicher Herrschaft." — „Die Vereinigten Staaten und Sowjetrußland als wesensverwandte Herrschaftsformen." — „Der Mythos der Maschine." usw. — Uns interessiert an dieser Stelle vor allem der Essay über „das Wesen und die Gestaltungsmöglichkeiten der mann-weiblichen Beziehungen", der auch auf die Psychoanalyse Bezug nimmt. Dr. Ross, der übrigens seinerzeit auch als einer der Manuskriptverfasser des „psychoanalytischen Films" der Ufa in Berlin zeichnete (vgl. „Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse", XII. Band, 1926, S. 580 f), konstatiert vor allem auf dem Gebiete des Geschlechtslebens eine „Lösung von der Natur als dem Maße aller Dinge", die sich zunächst „in einer ansteigenden Welle medizinisch-hygienischer Aufklärung und in der öffentlichen Diskussion selbst heikelster und geheimster Themen" äußert. Als Folge der Versachlichung der mann-weiblichen Beziehungen, „dieser Reduzierung der unendlich schillernden Vielfalt der Liebe auf das Punktum Punkti, das so nebenbei zwischen Sport, Beruf und Kameradschaft erledigt wird, prophezeien die einstmals freiesten Geister einer entschwindenden Zeit das Ende der Liebe".

Aber, führt Dr. Ross dann aus, vielleicht müssen wir die Periode äußerster seelischer Schamlosigkeit durchmachen, um mit all dem, was im Unbewußten schlummert, aufzuräumen und da einmal gründlich Inventar zu halten. „Möglich, daß die Liebe davon profitiert, möglich aber auch, daß die ganze sexuelle Aufklärung unserer Zeit im Grunde mehr Schaden als Nutzen stiftet." „Als die Menschen an übernatürliche Erscheinungen glaubten, als sie anfingen, Hexen zu prozessieren, da hatten sie Geister und Gespenster, so viel sie wollten; da war es ausgeschlossen, um Mitternacht über den Friedhof zu gehen, ohne einem Dutzend zu begegnen. Heute haben wir die Psychoanalyse, haben Komplexe und alles, was dazu gehört. Nun kann man mir den nicht unrichtigen Einwand machen, daß Hexenwahn und Psychoanalyse im Grunde dasselbe sind und nur eine ihrer Zeit gemäße Form angenommen haben. Sicher ist das richtig, insofern es sich eben hier um die ganze Welt der unbewußten Seelenkräfte handelt, die in unserer materialistischen Zeit zwar nicht hoch im Kurse stehen, aber letzten Endes das einzig Wirksame sind, und die auch dadurch wirksam werden, wie wir sie hypothetisch zur Geltung bringen. Da kann ich mir durchaus eine Zeit vorstellen, die weder an Hexen noch an Psychoanalyse glaubt, sondern welche die den beiden zugrunde liegenden Seelenkräfte in einer zweckmäßigeren und nützlicheren Weise formt, sei es auch, daß sie sie in einer sparsameren Weise verwendet. Schließlich handelt es sich hier, was man in unserm Zeitalter der demokratischen Gleichheit natürlich nicht wahr haben will, um Kräfte, die stets nur in die Hand Berufener gehörten und die in unberufenen

Händen nur Unheil stiften können. Die Psychoanalyse ist genau so ein Zeichen unserer Zeit wie die Relativität. Man hat von der Psychoanalyse gesagt, sie sei die Krankheit, deren Heilung zu sein sie vorgibt. In diesem bitteren Wort liegt der Schlüssel für manche psychopathischen Erscheinungen unserer Zeit. So wenig geleugnet werden kann und soll, daß durch die Arbeit Professor Freuds die ganze psychische Forschung unserer Zeit, die Kenntnis von den unbewußten Seelenkräften sich gesteigert hat, so sehr kann man darüber im Zweifel sein, ob ihr Nutzen oder Schaden größer ist. Denn es handelt sich auch hier wieder um Probleme oder richtiger gesprochen um Kräfte, die in dieser für den Hausgebrauch von jedermann zurechtgemachten Form und in dieser Popularität ihre Bedenken haben. Wenn man ab und zu eine Zeitlang in Busch und Steppe lebt und dann wieder in die europäisch-amerikanische Zivilisation zurückkommt, so ermißt man erst, welche geistigen Infektionsherde die modernen Großstädte sind und welche geistigen und körperlichen Erkrankungsmöglichkeiten gerade durch die Beschäftigung mit ihnen erst aufgerührt werden. Ich habe durchaus keinen Zweifel an der erotischen Komponente im Kinde, und daß in jedem Menschen ein Ödipuskomplex steckt. Aber würde von diesen Komplexen nicht gesprochen und geschrieben, würde wahrscheinlich noch kein Tausendstel oder Hunderttausendstel der Menschen, die jetzt alle möglichen psychischen Störungen und perverse Neigungen haben, überhaupt wissen, daß es so etwas gibt, geschweige selbst davon infiziert sein."

Marie Bonapartes „Fall Lefebvre" vor dem Katheder

Herrn Dr. Ernst Hafter, Professor des Strafrechts und der Rechtsphilosophie an der Universität Zürich!

Sehr geehrter Herr Professor!

Im letzten Heft der „Schweizerischen Zeitschrift für Strafrecht" besprechen Sie die Arbeit „Der Fall Lefebvre, Zur Psychoanalyse einer Mörderin" von Marie Bonaparte, und schließen mit den Worten: „Wie lange noch soll solcher Unsinn unter dem Deckmantel der Wissenschaft in die Welt hinausgetragen werden?"

Dieser Ausruf im Tonfall Ihres Fakultätsgenossen Cicero richtet sich wohl eigentlich nicht gegen die Verfasserin selbst, denn schließlich ist Unsinn denken und schreiben ebenso menschlich, wie der Wunsch, ihn auch zu veröffentlichen. Eher auf diejenigen, die den „Deckmantel" beisteuern, unter dem sie dann den Unsinn in die Welt hinaustragen, ist wohl Ihr Quousque tandem gemünzt. Und so kann ich nicht umhin, verehrter Herr Professor, mich von einer der Bänke, über die Ihre gerissene Geduld das schwere Wort schleudert, zu erheben und mich als catilinarisches Medium Ihrem Zorne zu stellen. Der Aufsatz der Prinzessin Bonaparte erschien zuerst in der Zeitschrift „Imago", zu deren Redakteuren ich zähle und dann auch

selbständig in Buchform im Internationalen Psychoanalytischen Verlag, dessen Leitung mir anvertraut ist. Der Vorwurf, Unsinn in die Welt hinauszutragen, ist schwer und selbst den Milderungsgrund der Gutgläubigkeit lassen Sie nicht zu, denn der „Deckmantel der Wissenschaft" setzt doch ein berechnetes Täuschungsmanöver voraus.

Nun, Psychoanalytiker sind wahrhaftig nicht verwöhnt. Daß sie die Jugend verderben wollen oder das Bedürfnis haben, mit der pornographischen Ausgeburt ihrer krankhaften Phantasie ihre Leser zum Erröten zu bringen oder daß sie mit allen möglichen Hintergedanken die Gesellschaft unterwühlen und dergleichen Verbrecherisches mehr, hat den Psychoanalytikern schon manche titel- und ämterreiche Unterschrift schwarz auf weiß bescheinigt. Und nicht zu selten, um nicht in den meisten Fällen von uns ohne Gegenrede eingesteckt zu werden. Doch gibt es Fälle, in denen man sich in einer Weise benimmt, wie man es etwa in Freuds Aufsatz „Zur Psychologie des Gymnasiasten" (Ges. Schriften, Bd. XI) beschrieben finden kann: „Man gehorcht automatisch, wie jener ausgediente Soldat, der auf das Kommando ‚Habt acht' die Hände an die Hosennaht anlegen und seine Päckchen zu Boden fallen lassen muß."

Auch ich muß jetzt strammstehen vor Ihnen, Herr Professor. Wenn ich den Ausruf ex cathedra über den Unsinn, den wir unter falschen Hüllen verschleissen, vernehme, so ist es mir, als wäre die Zeit, da ich auf den Bänken der Universität Zürich Ihre Vorlesungen über Strafrecht und die über Rechtsphilosophie hörte, gestern gewesen und nicht schon vor zwanzig Jahren. (Und da fällt mir übrigens auch ein, daß in derselben Zeitschrift, in der ich jetzt ihre vernichtende öffentliche Zensur erblassend lesen muß, vor zwanzig Jahren meine erste wissenschaftliche Arbeit — von Ihnen veröffentlicht worden ist; übrigens eine — zwar psychoanalytische, aber damals auch in Ihren Augen unphantastische, vorsichtige Warnung davor, daß dem — vom Juristen gehandhabten — Assoziationsexperiment eine besondere Bedeutung für die Tatbestandsdiagnostik in der Strafuntersuchung zuerkannt werde.)

Die Psychoanalyse hat uns aufgezeigt, wie sehr unser Unbewußtes uns dazu verführt, Affekte, positiver wie negativer Natur, vom Vater auf die Lehrpersonen zu übertragen und wieviel schlechtes Gewissen sich darin ausdrückt, daß man sich von außen und oben her schwere Achtungsgebote auferlegen läßt, „um lange zu leben auf Erden". Die aktive und passive Beschäftigung mit der Psychoanalyse räumt vieles von den nichtrealitätsgerechten Gefühlsbindungen, von den an unschuldige fremde Objekte „angelöteten" Affekten auf und was dann übrig bleibt, hat jedenfalls Anspruch höher und als Objektiveres gewertet zu werden. Und so darf ich Ihnen, Herr Professor versichern: auch jenseits des vierten Gebotes, d. h. nach dessen Zersetzung, ist meine Achtung für Sie bestehen geblieben, meine Achtung für Sie, als vorzüglichen Lehrer. Darf ich auch gleich hin-

zufügen, daß ich über diese außerordentliche Hochschätzung des Lehrers hinaus niemals zu einem Urteil über Ihre wissenschaftliche Forschungsleistung gelangen konnte. Hatten Sie uns doch diese geflissentlich vorenthalten. Ich entsinne mich Ihrer Vorlesungen über Rechtsphilosophie. Im ersten Teil des Semesters wollten Sie uns die verschiedenen bestehenden Theorien zu den einzelnen Problemen auseinandersetzen und Sie taten dies in einer trefflichen, einprägsamen, didaktisch mustergültigen Art. Nur dehnte sich diese Wiedergabe der Forschungserkenntnisse Anderer so weit aus, daß Sie gegen Ende des Semesters — mit einem leichten Lächeln — schließlich erklärten, auf die Entwicklung eigener Ansichten nun verzichten zu müssen.

Glauben Sie ja nicht, dies werde Ihnen nun vorgeworfen. Ganz im Gegenteil; eine bessere Erfüllung der Lehrfunktion der Hochschule, wie es in Ihren Vorlesungen geschah, ist kaum vorzustellen. In klassischer Selbstentäußerung konnten Sie die Anschauungen Anderer korrekt und sachlich zusammenfassen, das Wesentliche herausschälen, fremde Theorien präzis, elegant und leicht verständlich darstellen, oft viel besser, als die Urheber jener Theorien selbst es konnten. Und diese Lehrerleistung rangiert gewiß höher, als die solcher Lehrer, die glauben aus zwölf bestehenden Doktrinen auf dem Wege der Permutation unbedingt eine dreizehnte herausschinden und als eigene vortragen zu müssen und dadurch auch der Pflicht, jene zwölf richtig und zureichend bekanntzumachen, enthoben zu sein. In diesen zwanzig Jahren habe ich in Gesprächen und Debatten wiederholt gerade Sie als Beispiel eines vortrefflichen Lehrers angeführt, als Beispiel der optimalen didaktischen Wirksamkeit vermöge der objektiven Einfühlung in das Werk Anderer und dessen klare Darstellung und damit gewiß zusammenhängend auch als Beispiel der bescheidenen Zurückhaltung dort, wo das Eigene beginnen könnte.

Ein mustergültiger Lehrer Ihrer Art, nimmt man an, wird die aufgezählten Vorzüge auch in der verwandten Funktion als Rezensent nicht vermissen lassen. Wie verhalten Sie sich nun zu dem Versuch der Bonaparte, die Mordtat der Madame Lefebvre (die sie nach erfolgter Verurteilung im Zuchthaus besuchte und studierte) psychoanalytisch aufzuklären?

Überraschung: gerade aller jener Qualitäten entbehrt Ihr Referat, die eben an Ihnen gerühmt werden durften.

Den kriminellen Tatbestand selbst geben Sie mit folgenden Worten wieder: „Im Jahr 1925 hat Frau Lefebvre in Lille unter eigenartigen Umständen ihre schwangere Schwiegertochter erschossen. Das Schwurgericht hat sie zum Tode verurteilt. Der Präsident der französischen Republik hat die Frau zu lebenslänglicher Freiheitsstrafe begnadigt." Ein Professor des Strafrechts (und der Rechtsphilosophie obendrein) kann diesen Mord nicht anders charakterisieren, als damit, daß er „unter eigenartigen Umständen" erfolgt ist? Dann tischen Sie verschiedene Zitate aus der Deutungsarbeit Marie

Bonapartes auf, die — zusammenhangslos und vom Peniswunsch der Frauen und ähnlichen Greueln handelnd — auf den Leser begreiflicherweise bestürzend wirken müssen, zumal da Sie, Herr Professor, dem Leser gar nicht mitgeteilt haben, was die „eigenartigen Umstände" sind, die die Psychoanalyse aufklären will und um deren willen allein die Psychoanalyse sich doch um den zunächst nicht verständlichen Fall bemüht.

Die Leser der „Schweizerischen Zeitschrift für Strafrecht" werden mit den roten Professorstrichen unter den einzelnen herausgegriffenen Sätzen nichts anfangen können und Ihnen, der Sie gewissermaßen aus einer geheimen Gerichtsverhandlung herauskommen, einfach aufs Wort glauben oder nicht glauben, daß das, was Sie dort drinnen hinter gepolsterten Türen abgeurteilt haben, blanker Unsinn oder grober Unfug sei.

Warum haben Sie, sonst so gewandt im sachlichen Referieren, diesmal die doch auch in Ihren Augen „eigenartigen" Umstände des Mordes Ihren Lesern vorenthalten: den unvernünftigen und unbegründeten Geiz der 61-jährigen reichen Frau Lefebvre, mit dem sie der Schwiegertochter Vorhalte machte; den rational ebenso unbegründeten Haß gegen die angeblich in die Familie eingedrungene und respektlose Schwiegertochter; die vorher überlegte und kaltblütige Ermordung der schwangeren Schwiegertochter während einer Autovergnügungsfahrt ohne aktuellen Anlaß und in Gegenwart des Sohnes; die vollkommene Reuelosigkeit der streng religiösen Mörderin nach der Tat, während des Prozesses und auch nach dem Urteil im Zuchthaus, usw.

Hätten Sie es nicht unterlassen, entsprechend hinzuweisen auf die ganze psychologische Kompliziertheit des Falles, über die sich Gericht und Öffentlichkeit nicht wenig gewundert haben, hinzuweisen mit der Ihnen sonst geläufigen Fähigkeit, fremde Darstellungen richtig wiederzugeben, so hätten Sie sich natürlich von Ihren Lesern sagen lassen müssen: „Wenn wir Ihnen nun recht geben, und die freudistische Erklärung des Falles Lefebvre als phantastisch und unsinnig ablehnen, wie erklären Sie nun, Herr Professor Hafter, diesen ‚eigenartigen' Fall, der, wie es scheint, mit den Mitteln der ‚Oberflächenpsychologie' nicht aufzuklären ist." Sie hätten dann selbst eine Erklärung für das „Eigenartige" riskieren müssen und dem wollten Sie sich nicht aussetzen, das wollen Sie halt durchaus nicht, das Beste gönnen Sie den Buben nicht, vielleicht ist auch das Semester wieder mal zu Ende...

Sie haben es sich leicht gemacht: Sie haben den Tatbestand selbst, den die Deutungen der Prinzessin Bonaparte betreffen, fast zur Gänze Ihrem Leser vorenthalten. Dieser Leser darf wohl von Ihnen erfahren, daß die Bonaparte u n s i n n i g e Deutungen in die Welt hinausschickt, w a s das aber ist, das sie deuten will, welches die zugegeben „eigenartigen" Momente des Falles sind, die zu deuten versucht werden, darf Ihr Leser nicht erfahren. Nicht genug aber, daß Sie der Verfasserin nicht jene minimale Gerechtigkeit willfahren lassen, daß sie mitteilen, wo und wie sie sich die

Probleme gestellt hat, tun Sie ihre Ergebnisse, ihre Erklärungen der „Eigenartigkeiten“ mit Schimpfwörtern gröbsten Kalibers ab, ohne auch nur andeutungsweise zu verraten, ob und wie Sie, Professor des Strafrechts und der Rechtsphilosophie (übrigens seit 2 Jahrzehnten auch wichtiger Mitarbeiter an der schweizerischen Strafrechtsreform), das „Eigenartige“ des Falles vielleicht besser und richtiger zu erklären vermögen.

Unmöglich kann ich diese zwiefache Abweichung von den oben rühmend angeführten Qualitäten Ihres Lehrercharakters so erklären, als hätten Sie sich in zwanzig Jahren schließlich zu Ihrem Nachteil verändert. Vielmehr muß — als einfacher und für Sie günstiger — angenommen werden, daß irgend ein Moment in diesem konkreten Falle die Integrität des geschilderten hochwertigen Lehrer- und Rezensentencharakters empfindlich gefährdet. Jemand so plötzlich von seinen guten Eigenschaften verlassen sehen . . . — nein, da muß zu Ihrem Gunsten angenommen werden, daß persönliche, Ihnen vermutlich nicht bewußte Gründe bei Ihnen eine so wirksame negativaffektive Einstellung gegen die Psychoanalyse geschaffen haben, daß Sie, wo Sie ihr als Richter gegenüber stehen, ein akutes Opfer Ihres Unbewußten werden.

Darum kann wohl auch nicht erwartet werden, daß Sie Ihre Befangenheit in diesem Falle, das Aussetzen der Rezensentenobjektivität, erkennen und eingestehen.

Aber vom Dritten, vom Leser Ihrer Kritik und dieser Zeilen kann erwartet werden, daß er erkennt, Ihre drastisch verwerfende Kritik nicht akzeptieren zu dürfen, ehe er nicht weiß, worin jenes „Eigenartige“ des Kriminalfalles bestand. War es Ihr Bestreben, Herr Professor, Ihre Leser von der Lektüre der Bonaparteschen Studie zurückzuhalten, so dürfte Ihnen kein Erfolg beschieden sein; der Leser erfährt von Ihnen nur, wie S i e selbst in affektiver Hinsicht zur Psychoanalyse stehen, aber was das Problem bei der Bonaparte ist, wie sie mit ihm zu Ende kommen will, wird er jetzt erst recht bei der Bonaparte selbst lesen wollen.

Übrigens darf ich in diesem Zusammenhang wohl auch darauf hinweisen, daß auch die Psychoanalyse nicht so rasch fertig ist mit dem Wort, wie man nach Ihren Ausführungen annehmen könnte. Vielmehr ist die Psychoanalyse der Meinung, daß ihre tiefenpsychologischen Deutungen fast immer noch weitere Vertiefungen vertragen (allerdings nach jener Richtung hin, woher — nach Ihrem Wertungsmaßstab — noch Unsinnigeres an den Tag gefördert wird). So hat z. B. auch der Fall Lefebvre auch noch eine weitere psychoanalytische Deutung erfahren. Franz A l e x a n d e r und Hugo S t a u b erörtern in ihrem vor einigen Wochen erschienenen Buche „D e r V e r b r e c h e r u n d s e i n e R i c h t e r, Ein psychoanalytischer Einblick in die Welt der Paragraphen“ in einem eigenen Kapitel den Fall Lefebvre und ergänzen in aufschlußreicher Weise die Bonapartesche Studie.

Ich glaube kaum, daß die beiden Berliner Autoren in Ihren Augen mehr Gnade finden werden, als die Pariserin. Es sei denn, daß Sie Ihrem Mangel an Unbefangenheit gegenüber der Psychoanalyse doch noch auf den Grund gehen, was Ihnen in Ihrem eigenen Interesse, als auch im Interesse der Strafrechtsreform, der eine Beeinflussung durch die Psychoanalyse nur nützen kann, auf das aufrichtigste wünscht

Ihr (diesmal zwar bekümmerter, trotzalledem verehrungsvoller und dankbarer) einstiger Schüler

A. J. Storfer.

*

Unzufrieden mit der Deutungsarbeit der Prinzessin Bonaparte am Fall Lefebvre ist auch Dr. Gotthold Mamlock. Auch er ist der Inhaber eines Amtes, dem das Zugehörige gegeben, und wenn auch nicht eines Katheders, so doch des Amtes des wissenschaftlichen Redakteurs des „Berliner Tageblattes". Die Bannflüche, die er aus diesem Stuhle schon wiederholt gegen die Psychoanalyse geschleudert hat, sind begreiflicherweise weithin vernehmbar. Diesmal macht er in einem Feuilleton, das die Überschrift „Traumdeutung — Die Prinzessin besucht die Mörderin" trägt, den Einwand, man habe die Lefebvre überflüssigerweise vorher über den Besuch der Psychoanalytikerin und dessen Zweck unterrichtet und sie habe daher Träume nach psychoanalytischem Rezept produziert. Darin sei eine Gefahr gelegen: „es läuft schließlich darauf hinaus, daß jeder Rechtsbrecher dem Psychoanalytiker sein eigenes seelisches Plaidoyer als Traumerlebnis diktiert." Der zweite Fehler der Bonaparte sei die „Überbetonung und Auslegung sexueller Gesichtspunkte, die auch durch Umschreibung hier nicht einmal angedeutet werden können."

*

Im „Prager Tagblatt" stellt Max Brod in einem Aufsatz über „Volkscharaktere" die Behandlung des Schwiegermuttermotivs im chinesischen Roman „Meine Mutter" (von Cheng Tscheng) dem Charakter der französischen Schwiegertochtermörderin Madame Lefebvre (auf Grund der Schrift von Marie Bonaparte) gegenüber. „Es bleibt" — schreibt Max Brod abschließend — „wie nach der Lektüre fast aller psychoanalytischer Schriften ein tief pessimistisches Gefühl: die Triebwelt des Menschen erscheint als verbrecherisches Pandämonium und verlangt, daß der Mensch ihren gespenstischen Winken folgt. Tut er's, so wird er zum Zerstörer fremden Lebens; tut er es nicht, so wird er grenzenlos unglücklich. Das ist die vielgerühmte freie sittliche Wahl." Brod zitiert dann einen Satz von Theodor Reik (aus dem in diesem Frühjahr erschienenen Essayband „Der Schrecken"), in dem die schließliche, einen Frieden vortäuschende Zermürbung der von ihren Trieben Gefolterten beschrieben wird: „Eines jener nachdenklichen, noch in ihrer Heiterkeit schwermütigen Worte, die in meinem Volke fortleben, drängt sich hier auf: Was für ein Glück ist es, daß nicht

nur die Gejagten müde werden, sondern auch die Jäger. — Das mag ein Trost für die Gehetzten sein. Er ist keiner mehr für diejenigen, welche mit gebrochenen Augen auf der Strecke geblieben sind. Diese wie jede andere Weisheit dieser Welt läßt sie nun ziemlich kalt."

„Und so sage ich ganz schlicht: dieses Buch ist eine Gemeinheit."

Als „eine Analyse der Psychoanalyse" charakterisiert sich im Untertitel das Buch „Freuds tragischer Komplex" von Charles E. Maylan, das soeben im Verlag Ernst Reinhardt, München erschienen ist.

Im geistigen Erleben des Analytikers — findet Maylan — sei „die großartige Tat der Zertrümmerung des Ödipuskomplexes nicht überzeugend verwirklicht" und er — Maylan — schicke sich nun an, Freuds Werk diesen letzten Dienst zu erweisen. Der Analytiker selbst weiche seinem Vaterkomplex aus, Freud bleibe in der Analyse der eigenen Träume auf halbem Wege stecken. Nun wird es von ihm — Maylan — vollbracht. Die Eigenbeispiele aus der Traumdeutung werden einzeln herangezogen und wo Freud versagt, feig und geheimtuerisch, kann er — Maylan — noch weiter. Und aus all dem, was Maylan aus der Nachanalyse der Freudschen Träume herausbekommen haben will, setzt sich ein trübes Konterfei, Grau in Grau, noch eher Gräuel in Gräuel, der Psychoanalyse und ihres Schöpfers zusammen. Wir erfahren, daß unter dem Mantel wissenschaftlicher Objektivität heftig-bewegte Haßaffekte lodern, daß die analytische Methode aus der Qual der ungenialen jüdischen Rasse herausgeschwitzt ist, daß Freud die Weltherrschaft der Juden unter dem Papsttum der Vernunft anstrebt, daß im gehetzten Gemütsleben Freuds ein Negativismus gegen Alles und Alle um sich wütet. Auch über den Sinn der „Laiendebatte", der innerhalb der Psychoanalyse vor sich gehenden Diskussion darüber, ob die Ausübung der analytischen Therapie Medizinern vorbehalten bleiben soll, erhalten wir Aufschluß: es handle sich dort darum, „ob ein gewisser Typus Mensch am besten dabei gedeihe, daß man dieses zweischneidige Chirurgenmesser der Seelenanalyse dem jüdischen Arzte vorbehalte, oder ob er — zur unfreiwillig unwissenden Mitarbeit an seinem kaschiert gehaltenen Ziele: d. i. an der Herrschaft Israels über die Welt aus der trügerischen Macht des überfruchteten Intellekts, — ob er das scharfe Messer getrost auch dem arischen Philosophen in die Hand geben solle, in der bestimmten Erwartung seiner Unkenntnis der sicheren selbstmörderischen Wirkung für Diesen und Seinesgleichen." Die Freudsche Psychoanalyse verspreche Freiheit, aber sie löse das Versprechen nicht ein im Einsatz der eigenen Person, und der großsprecherisch ausgeworfene Köder ist nur utopistische Verantwortungslosigkeit eines bolschewistischen Demagogen. Man muß an das Dilemma von den Kretensern denken: Epimenides behauptet, daß alle Kretenser lügen; Epimenides ist aber selbst Kretenser; dann ist aber auch

seine Behauptung eine Lüge ... usw. Die Psychoanalyse entspringt nach Maylan dem Mangel an „eingeborenem Adel", dem Bestreben nach „Pöbelherrschaft" und der haßerfüllten Tendenz zur „Zersetzung des biologisch wohlgelungenen Lebens", diese Feststellungen macht aber Maylan selbst angeblich auf dem Wege der Psychoanalyse ... Aber er empfindet es doch nicht als Dilemma, denn er betont ausdrücklich, daß das Wertvolle der Psychoanalyse rettbar sei, wenn sie aus den Händen Freuds in die Hände „biologisch wohlgelungener neuer Philosophen" kommen wird, und das wird sie bald, wie man hoffen darf: das erste wohlgelungene Händepaar, eingeborenen Adels, offen zur Entgegennahme, ist eben nach ihr ausgestreckt worden.

Wenn man auch bemüht ist, diesem affektiv herausgespieenen Buche mit einer objektiven Gelassenheit zu begegnen, die seine Eigenart kaum verdient, kann man doch eine Frage aufwerfen: gehört es zu der Eigenart „eingeborenen Adels" „biologisch wohlgelungenen Lebens" an der Spitze eines Pamphlets gegen eine lebende Person das Porträt dieser ohne ihre Befragung und ohne Befragung des Künstlers, der das Porträt schuf, also sittlich und rechtlich unbefugt zu veröffentlichen, — und das Unterschriftsfaksimile des Objektes des Pamphlets ebenfalls und so in den herbeigelockten Lesern zunächst den Eindruck zu erwecken, als sei dieses Werk irgendwie mit Wissen und Einverständnis seines Opfers zustandegekommen? Dr. Drill — der das Maylansche Buch in der „Frankfurter Zeitung" referiert — spricht denn auch vom „Dolch im Gewande". Das Urteil Drills gipfelt übrigens in dem Satze: „Und so sage ich ganz schlicht: dieses Buch ist eine Gemeinheit." Damit nun im Lager der Philosophie „eingeborenen Adels" nicht etwa vermutet werde, Dr. Drill gehöre auch zu der jüdisch-ärztlich-materialistischen Verschwörung, sei von ihm festgestellt, daß er von jeher zu den Kritikern der Psychoanalyse vom philosophischen und ethischen, kantischen Gesichtspunkt gehört; wohl nicht, um sich zur Psychoanalyse zu bekennen, sondern um Wesen und Wirkung des Maylanschen Buches von Mensch zu Mensch, von Subjekt zu Objekt zu qualifizieren, bezeichnet es Drill schlechthin als Gemeinheit.

A. J. St.

Psychoanalyse und Schulpsychologie

Im Juliheft der „Allgemeinen Ärztlichen Zeitschrift für Psychotherapie" beschäftigt sich ein beachtenswerter Aufsatz von Harald K. Schjelderup, Professor der Psychologie an der Universität Oslo, mit den „Beziehungen zwischen moderner theoretischer Psychologie und Psychoanalyse". Die Psychologie wird als Wissenschaft vom Erleben und Verhalten der Lebewesen definiert, sie hat die menschlichen (und tierischen) Reaktionen aus einem Zusammenwirken von ursprünglichen Reaktionstendenzen mit den Spuren früherer Erfahrungen zu erklären. Der beschreibenden Psychologie fällt die Aufgabe der Vergegenwärtigung bestimmter Bewußtseinszustände und der Analyse ihrer Eigenart zu; die viel wichtigere Aufgabe hat aber die erklärende Psychologie. Das Studium der individuellen Lebensgeschichte ist die einzige Methode, die uns den Schlüssel zum Verständnis

der Reaktionen der einzelnen Menschen zu geben vermag und ist somit für die gesamte erklärende Psychologie von zentraler Bedeutung. Die nicht-psychoanalytische Psychologie aber — führt Prof. Schjelderup aus — verfügt über keine Methode, die ein tieferes Eindringen in die Lebensgeschichte eines Menschen ermöglicht. Gewöhnliche Ausfragung, Fragebogenmethoden usw. fördern nur ganz oberflächliches und zufälliges Material zutage. „Man entbehrt so der Mittel, um zu entscheiden, in welchem Grade und auf welche Weise frühere Eindrücke, die man ermittelt hat, noch in der Seele des Betreffenden fortwirken, und vor allem: man verfügt über keine systematische Methode, um der Dinge habhaft zu werden, die ‚vergessen' oder aus dem Bewußtsein ‚verdrängt' wurden, aher trotzdem einen bestimmenden Einfluß auf die seelischen Reaktionen ausüben ... Gerade diese Lücke füllt die Psychoanalyse aus."

„Von der modernen, biologisch orientierten Auffassung der Psychologie aus gesehen, findet demnach die psychoanalytische Methode einen natürlichen Platz unter den Hauptmethoden der erklärenden Psychologie. Die Psychoanalyse ist somit nicht von nur philosophischem Interesse für die allgemeine theoretische Psychologie, sondern ihre Resultate haben notwendig Bedeutung für die gesamte Seelenlehre. Für den Psychologen, der die Psychoanalyse reichlich kennt, nicht nur als Theorie, sondern seiner eigenen Erfahrung nach, kann es denn auch kaum einem Zweifel unterliegen, daß die ganze landläufige Schulpsychologie einer vollkommenen Umschmelzung anheimfällt, sobald nur die Fachpsychologen mit der psychoanalytischen Methode umzugehen lernen und die wichtigsten psychologischen Untersuchungen nicht mehr den Medizinern allein überlassen."

Bemerkenswert sind die Ausführungen Prof. Schjelderups über seine eigenen Erfahrungen mit der Psychoanalyse: „Der Verfasser dieses Aufsatzes war als Experimentalpsychologe ausgebildet und Professor für Psychologie geworden, bevor er die Psychoanalyse durch eigene Analyse und durch Analyse anderer näher kennen lernte. Er glaubt daher mit einer gewissen Berechtigung würdigen zu können, was von der Anwendung der psychoanalytischen Methode für die Vertiefung und Bereicherung der allgemeinen psychologischen Erkenntnis zu erwarten ist. Für ihn sehen die Dinge so aus, als ob die Schulpsychologie mit ihrer oberflächlich begründeten Ablehnung auf dem besten Wege ist, ins Hintertreffen zu geraten und das nicht allein in Bezug auf das theoretische Wissen von der Menschenseele, sondern auch hinsichtlich der Fähigkeit, auf die seelischen Reaktionen praktisch einzuwirken. Dem Verfasser ist es begegnet, — als er noch die Psychoanalyse nicht eingehender kannte, — daß er Menschen gegenübersaß, die ihn als Psychologen aufsuchten, um Hilfe in ihren seelischen Konflikten zu finden, und daß er versuchte, die Reaktionen der Betreffenden vermittels seines schulpsychologischen Wissens zu verstehen. Er muß aber bekennen, daß ihn dieses Wissen, praktisch gesprochen, vollkommen im Stiche ließ, und er sieht sich genötigt, offen einzugestehen, daß ihm die Psychologie als Wissenschaft erst dann zu einer richtigen Hilfe wurde, die Menschen, die ihm im Leben begegneten, zu verstehen, als er gelernt hatte, mit der psychoanalytischen Methode umzugehen." St.

Psychoanalyse und Jugendkunde

Vom „Jahrbuch der Erziehungswissenschaft und Jugendkunde", das von Dr. phil. et med. Erich Stern, a. o. Professor an der Universität Gießen, Dozent am Pädagogischen Institut Mainz, bei der „Union Deutsche Verlagsgesellschaft", Berlin, herausgegeben wird, ist jetzt der IV. Band erschienen.

Von den Beiträgen dieses Bandes sind besonders drei für den Psychoanalytiker von näherem Interesse. Der Herausgeber selbst, Prof. Erich Stern, behandelt die „Psychologie in der Ausbildung der Erzieher". Der Beruf des Erziehers — betont er nachdrücklich — ist kein wissenschaftlicher Beruf; eher noch kann er mit dem des praktischen Arztes verglichen werden. Die Psychologie muß in der Erzieherausbildung eine zentrale Stellung einnehmen, aber nicht etwa wegen ihres rein wissenschaftlichen Wertes, sondern weil und insofern sie den Erzieher zur Ausübung seines Berufs befähigt. Die Psychologie soll dem Erzieher Mittel und Wege weisen, sich über sich selbst klar zu werden, den Zögling richtig zu verstehen, sich selbst zu leiten und den Zögling zu behandeln. Welche Richtungen, welche Methoden der Psychologie — fragt Stern — kommen hier in erster Reihe in Frage? Die naturwissenschaftlich-experimentelle Psychologie, meint er, klärt nur gewisse, vorwiegend das Lernen, den Unterricht, betreffende Teilvorgänge auf und ist insbesondere geeignet, vom anderen Menschen abzuziehen, während die geisteswissenschaftliche Psychologie eher zu ihm hinführt. Die wichtigsten Bausteine zur Psychologie des Erziehers selbst, zu seiner Selbsterkenntnis, haben nach Stern Strukturpsychologie, Psychoanalyse und Individualpsychologie beigetragen.

Dozent Dr. Fritz Giese (Stuttgart) verfolgt in seinem Beitrag „Experimentalpsychologie und Jugendkunde" u. a. historisch den Einfluß der Freudschen Entdeckungen auf die pädagogische Psychologie. Er erinnert an den „geharnischten Protest", der 1913 unter William Sterns Führung in Breslau anläßlich der Tagung des „Bundes für Schulreform" gegen die Freudsche Lehre von der infantilen Sexualität formuliert worden ist. „Diese ablehnende Haltung konnte jedoch nicht aufrechterhalten bleiben. Niemand anderer als W. Stern erwies es in seiner ‚Psychologie der frühen Kindheit', deren Neuauflage sichtlich durch die medizinisch begründete Tiefenpsychologie auch im positiven Sinne beeinflußt war." Und weiter unten schreibt Giese: „Trotz aller Einwände mußte es nur ein Frage der Zeit sein, wenn die von Freud begründete Tiefenpsychologie, die nicht nur das äußere Wie, sondern auch das innere Warum zu ermitteln sich mühte, endgültig Einzug auch in pädagogische Kreise halten konnte."

Der dritte Aufsatz des „Jahrbuches", auf den hier hingewiesen werden soll, ist von Dr. Heinrich Meng und behandelt „Psychoanalyse und Jugendkunde". Er setzt auseinander, welche Bedeutung für die Jugendkunde die Entdeckungen Freuds haben, die zuerst die Grundlagen für eine Trieblehre und eine das gesamte Psychische (also auch das Unbewußte) umfassende Jugendkunde schufen. Meng erörtert die praktische Wichtigkeit der psychoanalytischen Forderung, daß nicht nur Ärzte, die ihre Patienten

der Psychoanalyse unterziehen wollen, zuerst selbst einer Psychoanalyse unterzogen werden sollen, sondern daß auch die in der praktischen Jugendberatung und Pädagogik beruflich Tätigen sich analysieren lassen sollen. „So ist die Psychoanalyse in Form der Lehranalyse die wünschenswerte, nach unserer Meinung unumgängliche Erziehungshilfe für die Erziehung des in der Jugendkunde beruflich Tätigen geworden, auch wenn er sie nicht praktisch und methodisch zum Psychoanalysieren anwenden will." St.

Religionskritik bei Marx und bei Freud

Im Juniheft der in Jena erscheinenden (von Prof. Dr. Julius Schaxel geleiteten) kulturpolitischen Monatsschrift „Urania" finden wir einen Beitrag von Otto Jenssen unter dem Titel „Die Illusion ohne Zukunft — Marx und Freud." Der Verfasser findet die soziologischen Einwände die Karl Kautsky gegen Freuds These vom Vatermord in der Urhorde aufzeigte, zum Teil berechtigt (wenn er auch Kautsky in der Ablehnung der Psychoanalyse schlechthin nicht folgen kann). Die Religion ändert ihren Charakter in der Klassengesellschaft insofern, als sie zu einem Herrschaftsmittel wird und bei dem großen Unterschied an wissenschaftlicher Erkenntnis und Triebbefriedigung bei den verschiedenen Klassen sich noch in einer primitiven Form erhält, wenn sie in anderen Gruppen schon überwunden oder stärker durch wissenschaftliche Erkenntnis zurückgedrängt ist. „Diese im einzelnen nachzuweisen und in seinen mannigfachen sozialpsychologischen Erscheinungen darzustellen, wäre die Aufgabe einer von psychoanalytischen Erkenntnissen befruchteten marxistischen Religionsgeschichte."

Nur wenn man die durch die Produktionsweise maßgebend bestimmte Willens- und Gefühlseinstellung berücksichtigt, — führt dann Jenssen aus, — versteht man den Erfolg oder Mißerfolg antireligiöser Weltanschauungen und die Grenzen der Macht der Religion als soziale Illusion. Die Zukunft gehört nicht den „urzeitlichen Phantasien, sondern der Wissenschaft und den Gefühlen moderner Klassengemeinschaft, die der heutigen Gesellschaft und ihren Kämpfen entsprießen. Freud hat den Charakter der Religion als einer Illusion und einer neurotischen Wunscherfüllung nachgewiesen. Marx zeigt uns, daß die gesellschaftliche Stunde der Religion geschlagen hat, wenn wir . . . unseren Willen und unsere Triebe richten auf eine Gesellschaft, die keiner Illusionen mehr bedarf."

„Unerhörter Angriff auf die christliche Sittenordnung"

Der „Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" hatte einen Prospekt an Lehrer und Lehrerinnen versandt. Um über das Stoffgebiet der Zeitschrift zu informieren, enthält dieser Prospekt auf 32 Seiten von 32 verschiedenen Aufsätzen, die in den zwei ersten Jahrgängen erschienen sind, je eine (d. h. die erste) Seite. Wer hätte gedacht, daß jemand diese Bruchstücke zu einem anderen Zwecke anschauen könnte, als um zu erfahren, welche

Themen in dieser Zeitschrift behandelt werden und in welcher Art (also z. B. ob sie für den Nichtmediziner verständlich sind usw.). Der „Zweigverein Bühl-Baden-Rastatt" des „Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen" hat es fertig gebracht, auf Grund der 32 Bruchstücke des Prospektes (die, wie gesagt, ganz willkürlich jeweils beim Schluß der ersten Seite abbrechen) über die Psychoanalyse schlechthin ein Urteil zu fällen. Der genannte Zweigverein veröffentlicht in der „Wochenschrift für Katholische Lehrerinnen" einen Protest gegen die Psychoanalyse „nach eingehender Lektüre und Prüfung sämtlicher Abhandlungen des Probeheftes" (gemeint sind die unzusammenhängenden Probeseiten). In diesem Protest heißt es u. a.:

„Freuds Pansexualismus . . . lehnt die christliche Psychologie ab . . . Als eine Entartung übelster Art und einen unerhörten Angriff auf die Ethik und christliche Sittenordnung betrachten wir es, wenn unter dem Deckmantel der Wissenschaft in den einzelnen Abhandlungen der obgenannten Zeitschrift das Gewissen als etwas Relatives bezeichnet und der freie Wille der Menschen in Frage gestellt wird . . ."

Als besonders abschreckend werden aus dem Zusammenhang gerissene Stellen aus dem Sonderheft „Onanie" der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" zitiert (so z. B. ein Satz von W. Reich, daß „die Fähigkeit, ohne Schuldgefühl ungestört onanieren zu können, zur seelischen Gesundheit gehört").

Im Juliheft der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" entgegnet Dr. Heinrich Meng an leitender Stelle auf jenen Protest katholischer Lehrerinnen.

MITTEILUNGEN

Psychoanalytische Veranstaltungen

In der Zeit vom 26. bis zum 31. Juli findet in Oxford der XI. Kongreß der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung statt. Es werden folgende Vorträge gehalten:

Prof. Dr. Paul Schilder (Wien): Der Grundplan der Seele
Dr. Edward Glover (London): Grades of Ego-differentiation
Dr. H. Nunberg (Wien): Die synthetische Funktion des Ich
Dr. A. R. Allendy (Paris): L'instinct social
Dr. Ernest Jones (London): Anxiety, Hate and Guilt
Dr. Ludwig Jekels (Wien): Zur Psychologie des Mitleids
Dr. S. Ferenczi (Budapest): Fortschritte der analytischen Technik
Dr. René Laforgue (Paris): La therapeutique psychoanalytique et la volonté de guérir
Dr. Franz Alexander (Berlin): Die Grenzen und die Entwicklungsmöglichkeiten der psychoanalytischen Behandlungstechnik

Dr. Ernst Simmel (Berlin): Beitrag zum Suchtproblem
Dr. Paul Federn (Wien): Unterscheidung des gesunden und krankhaften Narzißmus
Dr. H. D. Eder (London): Dreams as Resistance
Melanie Klein (London): Theoretische Ergebnisse aus der Analyse einer frühinfantilen Dementia praecox
Nina Searl (London): Dangers Situations of the Immature Ego
Anna Freud (Wien): Ein Gegenstück zur Tierphobie der Kinder
Dr. S. Pfeifer (Budapest): Über einen Typus der Abwehr
Dr. Isador Coriat (Boston): Instinctual Mechanisms in the Neuroses
Dr. Wilhelm Reich (Wien): Klinische Bemerkungen zur Trieblehre
Dr. Helene Deutsch (Wien): Über Frigidität
Dr. Maxim Steiner (Wien): Die Bedeutung der femininen Identifizierung für die männliche Potenz
Dr. Otto Fenichel (Berlin): Zur Psychologie des Transvestitismus
Dr. A. S. Lorand (New York): Fetischism in statu nascendi
Dr. Dorian Feigenbaum (New York): Paranoia und Magie
Dr. Carl Müller-Braunschweig (Berlin): Der normale Kern der religiösen Einstellungen
Hans Zulliger (Ittigen-Bern): Psychoanalyse und Führerschaft in der Schule
Dr. Michael Balint (Budapest): Psychosexuelle Parallelen zum biogenetischen Grundgesetz
Ella Sharpe (London): On Certain Aspects of Sublimation and Delusion
Dr. Sarasi Lal Sarkar (Bengal): A Conversion Phenomenon in the Life of the Dramatist Girish Chandra Chose

*

In der Zeit vom 29. Juli bis zum 3. August veranstalten die Herausgeber der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" in Stuttgart (im Kursaal Cannstatt) die „Zweite Pädagogische Woche zur Einführung in die psychoanalytische Pädagogik". Es werden folgende Kurse gelesen:

Dr. Gustav Hans Graber (Bern): I. Werden und Vergehen im Mythus und in der Vorstellung des Kindes — II) Das Traumleben des Kindes — III) Analyse eines nachtwandelnden Knaben

Dr. med. et phil. Wilhelm Hoffer (Wien): Pubertät und Neurose

Dr. Heinrich Meng (Frankfurt a. M.): I) Die Krisis der Pädagogik durch Freud — II) Die katholischen Lehrerinnen und die psychoanalytische Pädagogik (Antwort auf einen Protest)

Prof. Dr. Ernst Schneider (Stuttgart): I) Angst und Schuld — II) Der Rorschachsche Formdeuteversuch und seine diagnostische Verwertung in der Schule

Hans Zulliger (Ittigen-Bern): Praktische Anwendung und Ergebnisse de Psychoanalyse in der Schule.

*

Der Lehrausschuß der „Wiener Psychoanalytischen Vereinigung" kündigt für das Wintersemester 1929/30 folgende Kurse an:

A. Aichhorn: Analyse des Verwahrlosten (4 Stunden. Beginn 14. Oktober)

Dr. R. Wälder: Traumtheorie. (5 Stunden. Beginn 15. Oktober)

Dr. Helene Deutsch: Spezielle Neurosenlehre (6 Stunden. Beginn 19. November)

Dr. W. Reich: Psychoanalyse und Gesellschaftslehre (4 Stunden. Beginn 21. November)

Dr. P. Federn: Spezialprobleme des Narzißmus (4 Stunden. Beginn 7. Januar)

Dr. H. Nunberg: Traumdeutung (6 Stunden. Beginn 13. Januar)

Dr. L. Jekels: Psychoanalytische Charakterologie (5 Stunden. Beginn 4. Februar)

Dr. E. Bibring: Probleme der Psychiatrie (4 Stunden. Beginn 24. Februar)

Dr. H. Hartmann: Einführung in die Wissenschaftstheorie der Psychoanalyse.

Dr. R. Wälder: Geschichte der Erlösungslehren.

Außerdem werden abgehalten: Seminare für psychoanalytische Therapie (geleitet von Dr. W. Reich) und zur Technik der Kinderanalyse (geleitet von Anna Freud), ferner ein Pädagogisches Praktikum in Horten, Tagesheimstätten und Kinderheimen (A. Aichhorn).

Auskunft über Fragen des theoretischen Unterrichts und der praktischen Ausbildung in der Psychoanalyse bei Frau Dr. Helene Deutsch, Wien I, Wollzeile 33 (Mittwoch 2—3 Uhr nachmittags)

*

Das „Berliner Psychoanalytische Institut" (W 62, Wichmannstraße 10) kündigt für das Quartal Oktober—Dezember 1929 folgende Lehrkurse an:

1) S. Radó: Einführung in die Psychoanalyse, I. Teil (7 Stunden, ab 31. Okt.)

2) F. Alexander: Einführung in die Traumdeutung (7 Stunden, ab 31. Okt.)

3) J. Harnik: Trieblehre, I. Teil (7 Stunden, ab 30. Okt.)

4) O. Fenichel: Spezielle Neurosenlehre, II. Teil (7 Stunden, ab 1. Nov.)

5) H. Sachs: Psychoanalytische Technik, I. Teil (7 Stunden, ab 4. Nov.)

6) C. Müller-Braunschweig: Seminar über Freuds metaspsychologische Schriften (7 Doppelstunden, ab 4. Nov.)

7) M. Eitingon u. a.: Technisches Seminar

8) M. Eitingon u. a.: Praktisch-therapeutische Übungen

9) Karen Horney: Sexualbiologie (5 Stunden, ab 30. Okt.)

10) S. Radó: Referatenabende (4 Doppelstunden, ab 31. Okt.)

11) Siegfried Bernfeld: Psychoanalytische Besprechung praktisch-pädagogischer Fragen (Ab 1. Nov.)

12) Arbeitsgemeinschaft für psychoanalytische Kinder- und Jugendpsychologie (Bernfeld, Harnik)

Psychoanalytische Zeitschriften

Von der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse" (Offizielles Organ der „Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung", herausgegeben von Sigmund Freud) ist soeben Doppelheft 2/3 des Jahrgangs 1929 (Band XV) als Festschrift zum 50. Geburtstag von Ernest Jones er-

schienen.[1] Auf den Inhalt dieses Jones-Heftes ist bereits an einer anderen Stelle hingewiesen worden. (Man vgl. die Fußnote auf S. 116 dieses Heftes). Das Heft enthält übrigens auch ein vollständiges Namen- und Adressenverzeichnis der Mitglieder der „Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung."

*

Die ebenfalls jetzt erschienene englische Jones-Festschrift (Heft 2/3 des Jahrgangs 1929 des „International Journal of Psychoanalysis") hat zum großen Teil einen mit dem der deutschen Zeitschrift identischen Inhalt. Folgende Beiträge sind jedoch nur im englischen Jones-Heft enthalten: A. A. Brill: Unconscious Insight: Some of its Manifestations — C. P. Oberndorf: Submucous Resection as a Castration Symbol — John Rickman: On Quotations — Th. van Schelven: Psychiatry and Psychoanalysis.

*

Soeben erschien von der „Imago, Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften" (herausgegeben von Sigm. Freud) Heft 2 des Jahrgangs 1929 (Band XV) mit folgendem Inhalt: Winterstein: Dürers „Melancholie" im Lichte der Psychoanalyse — Reik: Künstlerisches Schaffen und Witzarbeit — Reik: Freuds Studie über Dostojevski — Kielholz: Johann Georg Zimmermann zum 200. Geburtstag — Wulff: Zur Psychologie der Kinderlaunen — Referate. Preis der Hefte M. 6.—; Abonnement des ganzen Jahrgangs (4 Hefte) M. 22.—.

*

Das Juliheft der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" (III. Jahrgang, Heft 10) erschien soeben mit folgendem Inhalt: Meng: Zur Protesterklärung katholischer Lehrerinnen gegen die Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik — Reik: Das Kind betet — Sadger: Verstehen wir die Liebe unserer Kinder? — Baudouin: Ein Fall von Bettnässen — Pipal: Er möchte ein Mädchen sein — Heilpern: Über den Vorgang des „Kaufens" bei Kindern — Berichte. — Preis des Heftes M. 1.— (Abonnement M. 10.— jährlich.) Das nächste Heft (Doppelheft 11/12) erscheint als Sonderheft über den „Selbstmord" im September.

*

Das soeben erschienene neueste Heft der von Prof. H. Levi-Bianchini (Teramo) herausgegebenen Vierteljahrsschrift „Archivio Generale di Neurologia, Psichiatria e Psicoanalisi" enthält einen Aufsatz von Dr. Edoardo Weiss (Trieste) über den „Ursprung der sozialen und religiösen Gefühle vom psychoanalytischen Gesichtspunkt".

---

1) Preis dieses Doppelheftes M. 15.—; Abonnement des ganzen Jahrgangs 1929 (4 Hefte) M 28.—

Eigentümer und Verleger:
Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H., Wien, I., Börsegasse 11
Herausgeber: Adolf Josef Storfer, Wien, I., Börsegasse 11
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Editha Sterba, Wien, VI., Mariahilferstraße 71
Druck: Johann N. Vernay A.-G., Wien, IX., Canisiusgasse 8—10

Das vorige Heft (Heft 1, Mai-Juni 1929) hatte folgenden Inhalt:

„Die psychoanalytische Bewegung", I. Jg., Heft 2, Juli—August 1929

Das nächste Heft (Heft 3) erscheint Ende September